

Sozialdemokratischer Pressedienst

Herausgeber und Chefredakteur:
Erich Hilfringhaus, Berlin.
Fernsprecher: Amt Dönhoff 4196/4198



Anschrift für Verlag und Schriftleitung:
Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 6
Druckanschrift: Copadienst

Die Herstellung erfolgt im Selbstverlag.

Der Abdruck ist nur auf Grund besonderer Vereinbarung gestattet. Kündigung beiderseits 4 Wochen vor dem Quartaalsersten, wenn nichts anderes vereinbart ist. Erfüllungsort für beide Teile ist Berlin.

Berlin, den 17. November 1930

Blick voraus!

1.4.1931
Soz. Geschichtsdenkmal
Amsterdam

SPD. Die ersten Nachrichten von den Gemeindewahlen in Baden und Mecklenburg sind keineswegs erfreulich für die Sozialdemokratie. Es wäre töricht, wenn man das leugnen wollte. Denn es kann nicht gleichgiltig lassen, wenn am gleichen Tage im Norden wie im Süden unseres Landes die rechtsradikale Welle ein weiteres Ansteigen - zum Teil noch über den Stand vom 14. September hinaus - aufzeigt, während die sozialdemokratischen Ziffern stillstehen oder gar einen nicht unbedeutlichen Rückgang zeigen. Es kann nicht gleichgiltig lassen, aber - es darf auch nicht überschätzt werden!

Die alten bürgerlichen Parteien - wenn man vom Zentrum in Baden absieht - sind fast überall in Auflösung begriffen. Ihr Stimmenrückgang ist nun bereits zur ständigen Erscheinung geworden. Der natürliche Zuwachs aus ihren Gesellschaftsschichten wendet sich fast ausnahmslos den radikalen Strömungen zu, die er in der nationalistischen und mit "sozialistischen" Ornamenten geschmückten Hitlerbewegung zu finden glaubt. Der Bestand der bürgerlichen Parteien ist innerlich morsch geworden. Ihre Ideologie fusst noch auf den liberalistischen Epochen vergangener Jahrzehnte. In die Periode zunehmender Kollektivität der Gedanken und der Wirtschaft ragen sie nur noch als Ruinen einer versinkenden Ideenwelt hinein. Dieser Untergang geht nicht stürmisch, aber ganz unverkennbar regelmässig vor sich. Dass die Partei des Hakenkreuzes sowohl die "liberalen" wie die konservativ-christlichen Elemente des Bürgertums aufsaugt, ist eine Erscheinung, die für diese Uebergangszeit charakteristisch ist.

Wie aber steht es um die Sozialdemokratie? Der starke Vorstoss der Nationalsozialisten bei der Reichstagswahl unter gleichzeitigem Stocken des sozialdemokratischen Wachstums hat überall aufhorchen lassen. Den nächsten Wahlen - also denen, die am letzten Sonntag vor sich gingen - wurde mit begreiflicher Spannung von links und rechts entgegengesehen. Ueberall die Frage: Wird die faschistische Welle abebben? Oder ist sie bereits unaufhaltsam geworden? Heute sind beide Fragen zu verneinen. Der von ihren Führern selbst in seinen Ausmassen nicht erwartete Erfolg der Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen hat die natürliche psychologische Auswirkung aller Masseneffekte. Er hat das Interesse für die Hitlerbewegung zunächst in noch weiteren Kreisen geweckt. Und die Propaganda-Leiter der Hakenkreuzler haben überall ihre Aufgabe richtig erkannt: Das Eisen schmieden, so lange es noch glühend ist! Sie haben nach dem Wahlsieg vom September nicht ausgeruht, sondern nachgestossen. In Massensammlungen aller Art suchen sie das Interesse warm zu erhalten. Dass ihr Propaganda-Mittel zum guten Teil die Lüge ist, dass es ihnen auf einen Scheffel innerer und äusserer Unwahrheiten nicht ankommt, das werden ihre Wähler erst später merken. Einstweilen stehen sie noch im Banne eines überraschenden Erfolges, einstweilen reissen sie in der Hoffnung auf schnellen Sieg noch andere Schichten mit. In dem knappen Zeitraum von zwei Monaten, die zwischen der Reichstagswahl vom 14. September und den Gemeindewahlen vom 16. November liegen, ebbt eine solche Welle politischer Hysterie nicht ab. Dazu bedarf es län-

gerer Perioden. Dazu wird auch erforderlich sein, dass die Wähler sich von der sachlichen Unfruchtbarkeit der Hitlerbewegung erst selbst überzeugen.

Es hiesse nun aber den Kopf in den Sand stecken, wollte man verkennen, dass der nationalsozialistische Ueberraschungserfolg vom September auch in den sozialdemokratischen Reihen peinliche Gefühle ausgelöst hat, die nicht nur von der Sorge um die politischen Auswirkungen diktiert waren. Und es lässt sich gleichfalls nicht leugnen, dass das Ergebnis der letzten Gemeindewahl diese peinlichen Gefühle nicht gerade gemildert hat. Aber - und da heisst es, einmal ganz offen zu sein: es besteht für die Sozialdemokratie zwar aller Grund zu ernster Selbstprüfung, jedoch keiner zu irgendwie geartetem politischem Pessimismus.

Seit den Februarwahlen des Jahres 1890, also seit vierzig Jahren schon, ist die Sozialdemokratie die stärkste Partei Deutschlands! Ihre ziffernmässige Ausdehnung und ihr politischer Einfluss wären heute zweifellos noch wesentlich grösser, wenn nicht die Spaltung der Arbeiterbewegung gerade in einer Zeit erfolgte, die ihre Einheit notwendiger denn je machte. Trotz ihrer numerischen Stärke vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege ist die Sozialdemokratie weiter gewachsen und innerlich fester geworden. So zwar, dass viele ihrer Anhänger sich die Möglichkeit eines Rückschlags kaum noch vorstellen konnten. Deshalb war man im September so peinlich überrascht, dass der Wahltag nicht einen als selbstverständlich erwarteten weiteren Zuwachs, sondern gar eine, wenn auch verhältnismässig nicht erhebliche Stimmeneinbusse gebracht hatte. Und deshalb haben auch die Gemeindewahlen vom November den Eindruck von damals noch nicht verwischen können.

Aber die Presse der Rechtsparteien - die von der nationalsozialistischen Welle zunächst unterspült und zum Einsturz gebracht wurden - befindet sich auf dem Holzwege, wenn sie glaubt, dass der Sozialdemokratie oder dem "Marxismus" jetzt bereits das Sterbeglöcklein läute. Das Bibelwort: "O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" findet bei Sozialdemokraten keine Anwendung, denn es gibt bei ihnen keine Kleingläubigen und noch weniger das Gefühl der Furchtsamkeit. Sie wissen, dass es noch in keiner Epoche der Weltgeschichte eine von Ideen getragene Bewegung gegeben hat, die ohne Stockung und ohne gelegentlichen Rückschlag in einem einzigen grossen Rennen zum Siegen gelangt wäre. Sie wissen, dass auch die weltumspannende Gedankenwelt des Sozialismus auf demokratischer Grundlage abhängig ist von den wirtschaftlichen Grundlagen politischer Entwicklungsstufen, dass Wirtschaftskrisen von der Schwere und den Ausmassen der gegenwärtigen auch eine fast gesetzmässige soziologische Entwicklung unterbrechen und behindern können.

Ueber diese geringen Erschütterungen der Gegenwart hinweg bleibt jedoch wirksam der Zukunftsglaube und die Zukunftsarbeit der sozialistischen Partei. Es ist bekannt, dass der Bergsteiger die erste Hälfte des Weges zum Gipfel schneller zurücklegt als die zweite. Die schwedische Sozialdemokratie stand wiederholt dicht vor der Erreichung der Mehrheit in ihrem Parlament. Bei der letzten Wahl fehlten ihr nur wenige Mandate, um in der zweiten Kammer die Majorität zu haben. Aber die Anhänger wurden nicht wundergläubig angesichts des vermeintlich nahen Enderfolges. Sie sagten, es sei leichter, die ersten sieben Mandate zu erobern, als die letzten fehlenden sieben. Sie waren deshalb sicher auch nicht zu Tode betrübt, als die Wahlen statt einer Mehrheit sogar einen Mandatsrückgang für die schwedische Sozialdemokratie brachten. Die letzten schwedischen Gemeindewahlen zeigen, wie recht unsere Freunde hatten, als sie sich bei ihrer Reichstagswahl nicht aus dem Gleichgewicht bringen liessen.

Auch für die Sozialdemokratie Deutschlands kann die Lehre dieser Wahlzeiten nur sein: Die Reihen geschlossen - den Blick voraus! Eine Bewegung, die wie die unsere Ausdruck einer tiefen gesellschaftlichen Umgestaltung ist, kann zwar vorübergehend aufgehalten, aber nicht beseitigt werden. Ihre geschichtliche Aufgabe ist es - in Vergangenheit und Gegenwart - die demokratischen Grundlagen zu schaffen und zu erhalten, auf denen das Gebäude des wirtschaftlichen und kulturellen Gemeinschaftslebens emporwächst, das wir als das sozialistische Zukunftsbild erkämpfen und gestalten werden - trotz alledem!

SPD. Braunschweig, 17. Nov. (Eig. Drahtb.)

Das Landgericht Braunschweig verkündete am Montag in Sachen "Volksfreund" gegen Franzen folgende Entscheidung :

"Die einstweilige Verfügung vom 23. Oktober wird aufrechterhalten."

Der einstweiligen Verfügung wird ein neuer Satz zugefügt, wonach der "Volksfreund" amtliche Verlautbarungen über die Angelegenheit Franzen nur dann wiedergeben darf, falls sie in nicht beleidigender Form gebracht werden.

Gegen dieses Urteil ist sofort Berufung eingelegt worden. Immerhin ist der "Volksfreund" jetzt wieder in der Lage, die Bericht des Berliner Polizeipräsidiums abzdrukken. Er kann aber nicht von sich aus behaupten, dass Franzen gelogen hat, trotzdem nach den klaren Bekundungen der Berliner Polizeibeamten ohne Zweifel feststeht, dass Franzen die Wahrheit nicht gesagt hat.

SPD. Ulm, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der dritte Verhandlungstag des Landfriedensbruchprozesses vor dem Ulmer Schöffengericht war ganz mit der Vernehmung der nationalsozialistischen Zeugen ausgefüllt, die sich dabei mehrfach in Widersprüche untereinander und in Widersprüche zu ihren eigenen, in der Voruntersuchung gemachten Aussagen verwickelten. Das wurde mehrfach vom Gerichtsvorsitzenden selbst festgestellt.

Besonders charakteristisch war die Vernehmung des nationalsozialistischen S.A. Mannes Kohn aus Ulm, eines 19jährigen Metzgergesellen, der seine Aussage in gutem Schriftdeutsch wie am Schnürchen hersagte. Erst wollte er am Saalausgang einen Reichsbannermann mit dem Gummiknüppel zuschlagen gesehen haben. Auf näheres Befragen sagte er: "Ich weiss nicht, war es eine Stahlrute, ein Gummiknüppel oder ein Stuhlfuss." Der Vorsitzende hielt ihm vor, dass er in der Voruntersuchung gesagt habe, er hätte gesehen, dass ein Reichsbannermann einen Nationalsozialisten auf den Boden geworfen habe. Zeuge: "Das habe ich nicht gesehen." Vorsitzender: Früher haben Sie gesagt: "Die Reichsbannerleute von der Bühne ergriffen die Gläser von unserem Tisch und warfen sie in den Saal hinein." Zeuge: Nein, das kann ich nicht mehr sagen. Vorsitzender: Es fällt mir auf, dass Sie Ihre Aussagen hergesagt haben und jetzt nichts Positives mehr sagen können. Zeuge schweigt. Vorsitzender: Waren es Reichsbannerleute vor denen, die hier angeklagt sind? Zeuge: Nein, das könnte ich nicht sagen.

Ähnlich verläuft die Vernehmung des 21jährigen Freiberger von Neu-Ulm. Vorsitzender: Früher haben Sie den Angeklagten Wiedemann als den bezeichnet, der einen Stuhl gegen Sie erhoben habe. Zeuge: Ich kann das nicht mit Bestimmtheit aussagen.

Der 18 Jahre alte SA-Mann Wagner aus Neu-Ulm behauptete, er sei geschlagen und zu Boden geworfen worden. Als er sich dann umdrehte, habe Wiedemann hinter ihm gestanden. Vorsitzender: Hat Wiedemann Sie geschlagen? Zeuge! Das kann ich nicht sagen, ich vermute es. Vorsitzender: Auf Ihre frühere Aussage gründet sich die Anklage, dass Söll einen Mann namens Jäger mit Todschatz bedroht habe. Zeuge: Das kann ich nicht behaupten, (nach Gegenüberstellung) ich glaube nicht, dass er es war.

Der 21jährige Brenner von Ulm verweigerte auf die Frage des Vorsitzenden, ob auch noch von draussen aus in den Saal hineingeworfen sei, die Auskunft. Staatsanwalt: Können Sie mit Bestimmtheit sagen, dass die Reichsbannerleute vor der Bühne herangekommen sind und nach vorne gedrängt haben? Das geht auf Ihren Eid! Zeuge: Ob das Reichsbannerleute waren oder unsere Parteigenossen, das kann ich nicht sagen. Verteidiger R.A. Mann: Sie sollen die Versammlung auch gestört haben? Zeuge: Ich habe Zwischenrufe gemacht. Vorsitzender: Dabei soll in Bezug auf die Redner gerufen worden sein "der gehört gehenkt!" Zeuge! Hierüber verweigere ich die Auskunft.

In ähnlicher, die Nationalsozialisten selbst aufs schwerste kompromittierenden Weise verliefen fast alle Zeugenvernehmungen. Zum Schluss daher nur

noch eine bemerkenswerte Aussage des Vorsitzenden der nationalsozialistischen Ortsgruppe in Blaubeuren, namens Huber, der mit dem gewalttätigen Auftreten seiner von auswärts gekommenen Gesinnungsgenossen offenbar nicht einverstanden war. Er sagte u.a.: Wir fassten die Abrechnung (mit der Sozialdemokratie) als eine geistige auf; deshalb bin ich mit der Ulmer Ortsleitung in Verbindung getreten. Die Begleitung stellte ich mir allerdings nicht als eine so starke Bedeckung von ungefähr 50 Mann vor. Verteidiger: Warum haben Sie die geistige Abrechnung nicht selbst vorgenommen? Bei Ihrer Gewandtheit hätten Sie doch keine Diskussionsredner von Ulm gebraucht? Zeuge (verlegen)! Das ist bei uns nicht üblich, dass man sich ohne Erlaubnis der Parteileitung rednerisch betätigt.

Schon jetzt kann man sagen, dass die ungeheuerliche Anklage eines von den Reichsbannerleuten begangenen Landfriedensbruchs völlig in sich zusammengebrochen ist. Daran wird auch der weitere Verlauf der Verhandlungen nichts mehr ändern können.

SPD. Warschau, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der polnische Sejm wird sich nach dem am Montag-Abend vorliegenden vorläufigen Endergebnis wie folgt zusammensetzen: Regierungsblock 245 (bisher 113), Regierungssozialisten 0 (10), Linksblock 80 (154), Nationaldemokraten 64 (37), Christliche Demokraten 16 (18), Ukrainer und Weisserussen 20 (47), Deutsche 5 (19), Juden 9 (13), Kömmunisten 5 (9).

Pilsudski hat also die absolute Mehrheit von insgesamt 444 Sejmsitzen "erobert", jedoch nicht die zur Verfassungsänderung notwendige Zweidrittelmehrheit. Selbstverständlich kann der neue polnische Sejm mit seiner aus Wahlrechtsraub, Fälschungen, schärfstem Terror und Druck aufgebauten Mehrheit keineswegs als Volksvertretung im demokratischen Sinne gewertet werden. Es genügt, auf die Verluste der nationalen Minderheiten, vor allem der Deutschen, hinzuweisen, die z.B. in ganz Pommerellen kein einziges Mandat erringen konnten, um die Wahlmethoden der Pilsudski-Regierung zu charakterisieren.

In polnischen demokratischen Kreisen hegt man auf Grund des Wahlergebnisses starke Befürchtungen wegen des Schicksals der politischen Gefangenen in Brest-Litowsk, von denen zwar mehrere wiedergewählt worden sind, wahrscheinlich aber auf Wunsch der Pilsudski-Mehrheit weiter in Haft bleiben werden.

SPD. Der Parteiführer der Wirtschaftspartei, Reichstagsabgeordneter Drewitz, hat dem gesamten Personal des Parteibüros vom Generalsekretär Landtagsabgeordneten Dannenberg beginnend bis herab zum letzten Boten die Kündigung mit vierzehntägiger Frist ausgesprochen, obwohl es sich um Angestellte handelt, mit denen zum Teil wie mit Dannenberg langfristige Verträge abgeschlossen waren, und die zum Teil schon viele Jahre lang im Parteibüro tätig sind. Der Parteiführer hat diese Kündigungen damit begründet, dass das Büro reorganisiert werden müsste. Die Angestellten selbst sind allerdings der Meinung, dass das Vorgehen von Drewitz mit dem Konflikt innerhalb der Parteileitung zusammenhängt, der bereits zum Ausscheiden des Reichstagsabgeordneten Colosser, des früheren zweiten Vorsitzenden der Partei geführt hat. Colosser selbst verlangt, dass die Reichskonferenz der Wirtschaftspartei, die schon längst fällig ist, nun endlich stattfindet, damit er Gelegenheit habe, sich vor diesem Gremium der Partei zu rechtfertigen. Er droht sogar, er würde sich an seine Schweigepflicht nicht mehr gebunden fühlen, wenn er diese Gelegenheit nicht bis Ende November bekomme.

Dazu wird von der Leitung der Wirtschaftspartei mitgeteilt, dass es sich bei der Kündigung des Parteibüro-Personals nur um eine Formalität handle, die notwendig geworden sei, um die erforderliche Reorganisation zu ermöglichen. Die Kündigung bedeute also nicht in jedem Falle die Entlassung. Im übrigen

habe sich die Partelleitung vor acht Tagen bereits mit den Wahlkreisleitungen in Verbindung gesetzt, um über den Termin für die Einberufung der Reichskonferenz eine Verständigung herbeizuführen. Die Konferenz sei bisher nur hinausgeschoben worden, weil erst die Wahlen in einigen Ländern abgewartet werden sollten. Die Reichskonferenz der Wirtschaftspartei werde voraussichtlich in der letzten Woche des November in Berlin stattfinden.

SPD. Stambul, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der Vorstand der vor vier Monaten gegründeten Oppositionspartei hat die Auflösung dieser liberalen Organisation beschlossen. Der Beschluss ist darauf zurückzuführen, dass sich Kemal Pascha weigerte den Vorsitz niederzulegen. Innerhalb der Liberalen Partei herrscht der Eindruck vor, dass Kemal Pascha sich nach anfänglicher Unterstützung der Opposition jetzt desinteressiert zeigt, nachdem er durch die geschickte Benutzung der oppositionellen Partei eine Konstruktion des Kabinetts durchgesetzt und seinen Einfluss auf die Verwaltung verstärkt hat.

Das Stambuler Organ der liberalen Oppositionspartei "Yarin" erklärt, dass die Partei trotz des Beschlusses des Vorstandes weiter bestehen und nicht aufgelöst werde.

SPD. Man muss sich eigentlich darüber wundern, dass der "Sieg" der Regierung Pilsudski bei den Wahlen am Sonntag nicht noch viel "eindrucksvoller" gewesen ist als die amtlich bisher gemeldeten Ziffern. "Rumänische" Wahlen hatte ein Mitglied des Kabinetts mit zynischer Brutalität angekündigt. Darunter verstand man bisher eine schrankenlose Entrechtung der Opposition, deren Mandatszahl die jeweilige Regierung von vornherein gnädigst festsetzte. So erlebte man in Rumänien in den Nachkriegsjahren, dass Bratianu rund 300 Mandate eroberte und seinem Gegner dem General Avarescu höchstens 13 konzedierte, während ein paar Monate später derselbe ans Ruder gelangte Avarescu 300 Mandate erhielt und Bratianu sich mit 15 begnügte. Ein halbes Jahr danach, wenn wieder einmal Bratianu regierte, war das Verhältnis umgekehrt!

Das also war das edle Beispiel, das den jetzigen Machthabern Polens vorschwebte! Sie haben sich auch die grösste Mühe gegeben, mit allen Mitteln des Terrors, wie man sie seit jeher auf dem Balkan und seit acht Jahren auch in Italien anwendet, ihre Gegner matt zu setzen. Dennoch ist es dem Pilsudski-Block nur gelungen, eine nicht sehr starke absolute Mehrheit zu erlangen, während er von der für Verfassungsänderungen notwendigen Zweidrittelmehrheit noch sehr weit entfernt ist. Wie stark muss daher die Opposition in Wirklichkeit sein, wenn es trotz der Massenverhaftungen von oppositionellen Führern und Rednern, trotz der willkürlichen Kassierung ganzer Kandidatenlisten, trotz der systematischen Terrorisierung der nationalen Minderheiten, trotz der Aufhebung des Wahlgeheimnisses auf dem Lande dem Marschall Pilsudski und seiner Soldateska nicht gelungen ist, wirklich "rumänische" Wahlergebnisse zu erzielen, sondern die Opposition rechts und links noch immer über eine ganz erhebliche Zahl von Mandaten verfügt!

Am barbarischsten hat der Wahlterror offenbar gegen die Ukrainer und gegen die Deutschen gewütet. Aber auch der Zentro-Linke Block, das sind die Sozialisten und die demokratischen Bauernparteien, hat die Faust des polnischen Militarismus zu spüren bekommen. Die 50, 60 und 80%igen Mandatsverluste dieser Parteien beweisen gar nichts für deren wirkliche Stärke im Lande, sondern sie bezeugen nur die Brutalität, mit der diese unbequemen Kritiker Pilsudskis verfolgt worden sind.

Wie die Bevölkerung über den rabiaten Marschall denkt, das zeigt deutlich der starke Stimmenzuwachs, den die Korfanty-Partei in Oberschlesien zu

verzeichnen hat, trotzdem ihr Führer unter den verhafteten Politikern von Brest-Litowsk sitzt, oder vielleicht gerade aus Protest gegen diesen Akt der Willkür. Dass die rechtsoppositionellen Nationaldemokraten sehr gestärkt in das neue Parlament zurückkehren, geschieht vermutlich im Einverständnis mit der Regierung selber, die den antideutschen Nationalismus dieser Gruppe aussenpolitisch zur Zeit braucht und sie daher geschont hat, während sie die ganze Wucht ihres Vernichtungskampfes gegen die Sozialisten und die nationalen Minderheiten gerichtet hat, die den militaristischen Kurs im Innern und nach aussen behänderten.

Die vorgestrigen Wahlen für den Sejm, denen am kommenden Sonntag ähnliche Wahlen für den Senat folgen sollen, sind eine Schande nicht nur für Polen selbst, sondern für ganz Europa. Denn Europas Feigheit ist es, die diesen polnischen Militärfaschismus hat aufkommen lassen. Besonders schwer wiegt die moralische Verantwortung, die Frankreich als der wichtigste Bundesgenosse Polens an dieser Entwicklung trägt: es hätte sie verhindern oder zumindest hemmen können, statt dessen hat es Pilsudski gewähren lassen. So wie einst die französische Demokratie mit dem russischen Zarismus durch dick und dünn ging, weil es den militärischen Bündnisgedanken gegen Deutschland über alle anderen Erwägungen stellte, so lässt sie heute aus dem gleichen Grunde den Pilsudski-Zarismus die polnische Demokratie mit Füßen treten.

Indessen ist das letzte Wort in diesem Kapitel noch nicht gesprochen. Zumindest die deutsche Minderheit genießt den Schutz des Völkerbundes. Die politische Entrechtung der Deutschen in Polen ist eine Angelegenheit, die vor das Forum des Völkerbundsrates gebracht werden kann und gebracht werden muß. Da wird man schon sehen, ob sich Frankreich schützend vor den polnischen Faschismus stellen wird. Der Einwand ist freilich zu erwarten, dass auch die Ukrainer, die leider keinen unmittelbaren Anwalt im Völkerbundsrat besitzen, sowie die rein polnischen Oppositionsparteien, wie die PPS und die Bauern, genau so behandelt und verfolgt worden seien wie die Deutschen, so dass es eine "Einmischung in die innenpolitischen Verhältnisse" des polnischen Staates wäre, wollte man in Genf den gegen die Deutschen geübten Wahlterror zur Sprache bringen. Dieser Einwand darf die Reichsregierung nicht daran hindern, ihre Pflicht gegenüber der deutschen Minderheit in Polen zu erfüllen; und wenn die übrigen drangsalierten Minderheiten und Oppositionsparteien von dieser öffentlichen Erörterung Vorteil ziehen, dann umso besser!

SPD. Genf, 17. November (Eig. Drahtb.)

Mit 15 Stimmen nahm die Vorbereitende Abrüstungskommission am Montag gegen die Stimme Russlands bei Enthaltung Deutschlands, Italiens, Amerikas und 5 kleinerer Staaten zum Text des Konventionsentwurfes einen französischen Vorschlag zur budgetären Begrenzung für Unterhaltung, Ankauf und Herstellung von Landkriegsmaterial an. Graf Bernstorff erklärte dazu, dass er sich unter Aufrechterhaltung seines allgemeinen Vorbehalts nur enthalten habe in der Hoffnung, dass die Allgemeine Konferenz sobald als möglich zusammentrete. Mit einem Zusatz des Spaniers Cobian, der die verschiedene Kaufkraft des Geldes bei der Budgetkontrolle berücksichtigt wissen will, wurden dann die beiden ersten Abschnitte der französischen Entschliessung über die Durchführung der Begrenzungsmethode angenommen. Danach soll ein Ausschuss aus Budgetsachverständigen die Ausführungsbestimmungen der budgetären Landrüstungsbegrenzungen ausarbeiten. Da dieser Ausschuss schon über 3 Jahre nicht mehr zusammen war, wird er vom Büro der Kommission neu berufen werden. Graf Bernstorff erklärte, dass die Arbeiten der Sachverständigen keinesfalls die Einberufung der Allgemeinen Konferenz verzögern dürften. Er verwies noch einmal auf einen deutschen Antrag auf Verbot der ausgesprochenen Angriffswaffen für Landkrieg, der später beraten werden soll.

Dieser deutsche Antrag soll verbieten: 1) ausserhalb von Festungswerken

Kanonen über 77 mm und Haubitzen über 105 mm, 2) innerhalb von Festungswerken Kanonen über 150 mm und Haubitzen über 210 mm, 3) Mörser und Minenwerfer über 150 mm, 4) alle Arten von Tanks. Alle nicht diesen Bestimmungen entsprechenden Waffen sollen zerstört werden. Auch Herstellung und Einfuhr dieser Waffen sollen verboten werden. Da sämtliche Militärmächte stets behaupten, ihre Armeen nur zur Verteidigung zu halten, ist der deutsche Antrag sehr wirkungsvoll gestellt.

Die Konferenz ging dann zum Kapitel Seerüstung über und legte ihren Beratungen die Vereinbarungen der Londoner Seeabrüstungskonferenz zugrunde. Die Aussprache wird in einer Unterkommission fortgesetzt, in der ausser Belgien, das seine Flotte abgeschafft hat, alle Delegationen vertreten sind. Marinis-Italien machte wieder seinen Gleichheitsvorbehalt mit Frankreich, während Litwinoff seinen Antrag auf prozentuale Tonnagenbegrenzung wiederholte. Am Nachmittag zerstob die Beratung in heillosen Verwirrung, da bei jedem Versuch zu einer Abstimmung Proteste und Vorbehalte gemacht wurden. Litwinoff zog seinen Antrag zurück, weil er ihn durch einen genauer detaillierten Antrag ersetzen will. Trotzdem liess Laudon über den zurückgezogenen Antrag abstimmen. Er wurde einstimmig abgelehnt.

SPD. Braunschweig, 17. Nov. (Eig. Drahtb.)

Das Braunschweiger Landgericht hat in dem Streitfall Franzen gegen den sozialdemokratischen "Volksfreund" eine geradezu unglaubliche Begründung gegeben. Die eindrucksvollen klaren Ausführungen der Berliner Polizeibeamten werden als nicht glaubwürdig hingestellt, während die Zeugen Franzens, die überhaupt nicht auf der Polizeiwache waren, als wichtigste Auskunftspersonen angesehen werden. Es heisst in der Begründung:

"Die Berliner Zeugen haben zwar auch die Behauptung des "Volksfreund", dass Franzen den festgenommenen Guth als Lohse legitimiert hat, bestätigt, trotzdem kann das Gericht es nicht als glaubwürdig gemacht ansehen, dass die vom "Volksfreund" behaupteten Tatsachen der Wahrheit entsprechen. Zunächst erscheint es als durchaus unwahrscheinlich und unglaubwürdig, dass die Polizeibeamten, insbesondere Gehrman und Graf, welche letzterer noch besonders betont hat, dass er im Erkennungsdienst ausgebildet ist, ob das Bild in dem Lohse'schen Ausweis, sowie das Lohse'sche Bild von Guth dieselbe Person darstellt, und insbesondere ob Guth die auf dem Ausweis Lohses dargestellte Person seien. Denn bei der Betrachtung und beim Vergleich der Gesichtszüge des Guth mit dem Bild auf dem Ausweis Lohses ergeben sich derartige Abweichungen und Unterschiede, dass eine Identität überhaupt nicht in Frage kommen kann. Dies ist auch dem Polizeibeamten auf dem Potsdamer Platz sofort aufgefallen, der im Aussendienst sogleich gemerkt hat, dass der Festgenommene nicht der auf dem Bild des Ausweises Dargestellte sei. Dieser Umstand allein lässt die Aussagen Gehrmanns und Grafs von vornherein als nicht zur vollen Glaubhaftmachung geeignet erscheinen. Es kommt hinzu, dass es durchaus unwahrscheinlich ist, dass sich Franzen so verhalten haben soll, wie es von den Polizeibeamten geschildert wird. Franzen war mit Lohse zusammen auf die Polizeiwache gekommen, stand in der Nähe des Tisches, an dem sich die Polizeibeamten befanden. Es muss als ausgeschlossen gelten, dass Franzen, der als Jurist und bisheriger Richter über die Bedeutung seiner Handlungsweise sehr wohl im klaren gewesen sein wird, den zwangsgestellten Guth als Lohse bezeichnet hätte, obwohl die Beamten den Ausweis mit dem Lohse'schen Bild in der Hand hatten und der wirkliche Lohse in unmittelbarer Nähe des Franzen und der Beamten stand, sodass jederzeit die Möglichkeit bestand, dass er als Lohse erkannt wurde. Hierdurch gewinnt die Darstellung Franzens wesentlich an Glaubwürdigkeit, wonach er nur in Beziehung auf das Bild gefragt worden ist, ob das der Abgeordnete Lohse sei. Diese Darstellung wird in vollem Umfange, soweit die Verhandlungen mit Gehrman und Graf in Frage kommen, durch den Zeugen Lohse bestätigt, dessen Aussage weiter durch die Angaben Thormählens und Meyer-Quades gestützt wird. (Diese beiden Zeugen sind

überhaupt nicht auf der Polizeiwache gewesen). Der Aussage des Zeugen Guth glaubte das Gericht mit Rücksicht auf den Eindruck seiner Persönlichkeit und seine widersprechenden Angaben eine Beweiskraft weder für noch gegen die Darstellung Franzens beimessen zu können. Im übrigen erscheint auch ein Missverständnis insofern möglich, als die Beamten vielleicht wirklich die Frage auf den Zwangsgestellten, der Antragsteller jedoch auf das Bild bezogen hat. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass an dem fraglichen Abend auf der Polizeiwache ein ziemliches Durcheinander geherrscht hat."

In der Urteilsbegründung heisst es dann weiter: "Unter diesen Umständen liegt bei dem bestimmten Bestreiten Franzens trotz der Aussage des Zeugen Heinrich kein begründeter Anlass für die Annahme vor, dass Franzen diesem gegenüber den Guth fälschlich als Lohse bezeichnet hat. Aus dem Umstande, dass Heinrich Erörterungen über die Immunität von Abgeordneten angeknüpft hat, braucht keineswegs gefolgert zu werden, dass Franzen den Guth als Abg. Lohse legitimiert hat, da Guth sich auch selbst als solcher ausgegeben hat. Im übrigen kann nicht angenommen werden, dass Franzen, nachdem er den beiden Polizeibeamten gegenüber eine falsche Legitimierung Guths nicht vorgenommen hatte, dieses Heinrich gegenüber getan haben soll. Der Zeuge Regierungsassessor Dr. Schocht vom Berliner Polizeipräsidium hat die Behauptung des "Volksfreund", dass gegen Franzen ein Strafverfahren eingeleitet sei, bestätigt. Trotzdem konnte nicht festgestellt werden, dass gegen Franzen ein Strafverfahren eingeleitet sei."

In ähnlichem Sinne geht die Begründung 34 Schreibmaschinenseiten lang weiter.

+ + +

Der Vater dieser Urteilsbegründung passt zu Herrn Franzen und macht - wie die Urteilsbegründung zeigt - aus seinem Nazi-Herzen keinen Hehl. Man stelle sich vor: Die Berliner Polizeibeamten, zwei ehrenwerte, lange Jahre im Dienst stehende Männer, bekunden übereinstimmend, dass sich Franzen im Falle Guth gegen die Gesetze vergangen und seinen Parteifreund Guth wider besseres Wissen als Landtagsabgeordneten Lohse legitimiert hat. Die beiden Beamten bekundeten ihre Eindrücke und Beschuldigungen gegen Franzen unter Eid. Alles das bedeutete für den Franzen-Richter in Braunschweig nichts. Massgebender als alles, was die Berliner Polizeibeamten unter Eid erklärten, waren ihm die Redensarten Franzens vor Gericht. Er deckt den Naziminister, obwohl an seiner Schuld sowohl nach den Bekundungen der Beamten, wie nach dem Verlauf des Braunschweiger Prozesses nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Ein Skandal, wie er nur im Nazi- und Sowjetreich möglich ist. Hier gilt das Recht nur für die, die am Ruder sind. Dass sich ein deutscher Richter dazu hergegeben hat, sich durch ein Fehlurteil für diesen Zustand zu erklären, zeigt, dass wir die Vertrauenskrise der Justiz längst noch nicht überwunden haben.

SPD. Köln, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der nationalsozialistische "Westdeutsche Beobachter" in Köln beschäftigte sich kürzlich mit den "November-Verbrechern". U.a. erzählte er folgendes: "Einer davon stand später über dem ersten Offizier der Armee, Herrn von Hindenburg, als Richter. Er heisst Cohn-Reuss und ist heute noch ein "ehrenwerter" Mann, ungeachtet dass ihm Hindenburg Gruss und Handschlag verweigerte, weil der Obersten Heeresleitung genau bekannt war, dass dieser marxistische Judenjunge ebenfalls von den Feinden bestochen war."

Max Cohn-Reuss hat nunmehr dem "Westdeutschen Beobachter" eine Berichtigung auf Grund des § 11 des Pressgesetzes zugehen lassen, in der er folgendes feststellt: "Ich habe nie als Richter über Herrn von Hindenburg gestanden. Ich war auch nicht Mitglied des Ausschusses der Nationalversammlung und später des Reichstages, der auch den Generalfeldmarschall von Hindenburg vernommen

hat. Niemals hat von Hindenburg mir Gruss und Handschlag verweigert, ich bin auch nie persönlich mit ihm zusammengetroffen. Niemals habe ich auch den geringsten Geldbetrag oder auch Geldeswert von ausländischer Seite direkt oder auf Umwegen erhalten. Nie ist mir ein solcher angeboten worden."

Wir halten die Verbreitung dieser Richtigstellung für notwendig, weil anzunehmen ist, dass die schwindelhafte Erzählung des "Westdeutschen Beobachters" bald die Runde durch die nationalsozialistische Presse machen wird.

SPD. Paris, 17. November (Eig. Drahtb.)

In den nächsten Tagen wird im Pariser Justizpalast eine Kommission von vier vorragenden Rechtsgelehrten zusammentreten, um eine seit langem geplante tiefgreifende Reform des französischen Strafgesetzbuches endlich in Angriff zu nehmen. Die Hauptaufgabe der Kommission besteht darin, die meist auf den Code Napoléon zurückreichenden Strafrechtsbestimmungen, nach denen in Frankreich zur Zeit noch Recht gesprochen wird, der Gegenwart anzupassen, und sie nach modernen und sozialen Gesichtspunkten zu verbessern. Eine weitgehende Verbesserung soll auch das Geschworenensystem erfahren, sodass die Laienrichter nicht mehr gezwungen sein werden, die gestellten Schuldfragen mit einem starren Ja oder Nein zu beantworten, ohne in der Lage zu sein, eventuelle mildernde Umstände zu gewähren.

SPD. Köln, 17. November (Eig. Drahtb.)

Das Rheinische Braunkohlensyndikat teilt mit, dass von ihm eine weitere Ermässigung der Brikettpreise nicht beabsichtigt sei. Die Brikettpreise seien bereits am 22. Oktober ermässigt worden.

SPD. Stuttgart, 17. November (Eig. Dr.)

Auf einer Jubiläumsfeier der örtlichen Stuttgarter Zentrumspartei schloss der württembergische Staatspräsident Bolz eine Rede mit folgenden, das Ziel der politischen Taktik des Zentrums kennzeichnenden Worten :

"Es gibt heute sehr viele, die glauben mit Gewaltmassnahmen und extravagantem Mitteln aus der Not herauszukommen. Nichts wäre unsinniger als solchen berauschten Köpfen die Gewalt des Staates auszuliefern. Aufgabe des Zentrums wird es sein, solange als möglich am Ruder zu bleiben und Ruhe und Nüchternheit zu zeigen. Dann dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, dass wir diese Periode der Berauschtigkeit durch unsere Ruhe, Besonnenheit und Energie überwinden."

Die Ausführungen des Staatspräsidenten wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen.

SPD. Paris, 17. November (Eig. Drahtb.)

Wie das in Paris erscheinende antifaschistische Wochenblatt "Italia" meldet, haben nach einer offiziellen italienischen Publikation im Monat September 1 452 italienische Unternehmungen bankrott gemacht. Diese Ziffer stellt für alle Zeiten und Länder einen Rekord dar. Nach der gleichen Quelle sollen mehrere grössere italienische Banken vor dem Zusammenbruch stehen.

SPD. Lugano, 17. November (Eig. Drahtb.)

Am Montag begann vor dem Bundesstrafgericht in Lugano der Prozess gegen den antifaschistischen Flieger Bassanesi. Trotz der gegenteiligen Bemühungen des schweizerischen Bundesrates und des Gerichtspräsidenten scheint der Prozess zu einem Strafgericht über den Faschismus zu werden.

Bassanesi, der bis jetzt den Namen seines Begleiters auf dem Fluge nicht bekanntgegeben hat, bekennt sich frei zu seiner Tat, für die die Brutalität des faschistischen Regimes verantwortlich sei. Der mitangeklagte ehemalige Chefredakteur des Corriere della Sera sagte, der Tessin, in dem demokratische Italiener sich selbst regieren, sei der Beweis dafür, dass auch Italiener unter der Freiheit gedeihen. Der Angeklagte Rosselli, dessen Flucht von der Insel Lipari seinerzeit grosses Aufsehen erregte, schilderte in ergreifenden Worten sein Schicksal: "Ich hatte in Italien ein Haus, man hat es mir genommen, ich hatte eine Zeitung, man hat mich daraus vertrieben, ich hatte einen Lehrstuhl, man hat ihn unterdrückt. Man hat mich ins Gefängnis geworfen und deportiert. Ich hatte Freunde, Matteotti und Amendola, und andere. Man hat sie getötet. Alle Mittel der Unterdrückung werden angewendet. Aber wir werden weiter kämpfen."

SPD. Paris, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der "Intransigeant" behauptet, zu der formellen Erklärung ermächtigt zu sein, dass die französische Regierung ein Moratorium für die Young-Zahlungen wie auch für die interalliierten Schuldenzahlungen aufs entschiedenste ablehne. Wie Poincaré dies schon mehrfach erklärt habe, sei auch die französische Regierung der Ansicht, dass Deutschland zahlen müsse und zahlen könne, wenn es sich nur die Mühe geben wollte, endlich seine Staatsfinanzen zu sanieren. Transfer-Schwierigkeiten könne es auch nicht geltend machen, da seine Ausfuhr so stark gestiegen sei, dass sie selbst die englische übertreffe, was in der modernen Wirtschaftsgeschichte noch nicht zu verzeichnen gewesen sei. Ausserdem befürchte man in Frankreich, dass man bei der Erklärung eines Moratoriums für die interalliierten Schuldenzahlungen gegenüber Amerika in eine heikle Lage kommen werde. Amerika werde es auch nicht ohne weiteres zulassen, dass Frankreich angesichts der günstigen wirtschaftlichen Lage und des starken Goldbesitzes seine Zahlungen einstelle.

SPD. Die Nazis haben im Reichstag eine "Interpellation zu dem - wie sie selbst sagen - neuen Konflikt Reich-Thüringen" eingebracht. Darin wird behauptet, dass in Weimar eine Spitzelzentrale des Reichsbanners gegen Thüringen bestehe, diese angebliche Spitzelzentrale mit der preussischen Regierung in Verbindung stehe und das Reichsministerium des Innern dem preussischen Regierungspräsidenten in Erfurt "zur Bespitzelung des Landes Thüringen" 8000 Mark zur Verfügung gestellt habe.

So viel Behauptungen, so viel Unsinn. Die Spitzelzentrale des Reichsbanner in Weimar ist ebenso ein Hirngespinnst der Nazis wie es die angeblichen Beziehungen der preussischen Regierung zu dieser Spitzelzentrale sind. Das gleiche gilt von den 8000 Mark, die der Reichsminister des Innern dem Regierungspräsidenten in Erfurt angeblich für Spitzeldienste zur Verfügung gestellt haben soll

SPD. Paris, 17. November (Eig. Drahtb.)

Die französische Regierung beschloss am Montag, das Milliardenprojekt zur Hebung von Landwirtschaft, Handel und Industrie aus den Archiven hervorzuholen und endlich der Kammer zur Diskussion vorzulegen. Weiter soll sich der Kriegsminister Maginot durch Beschleunigung der Festungsbauten und der Materialbestellung zur Wiederauffüllung der Arsenalbestände um die Hebung der Rüstungsindustrie bemühen. Der Arbeitsminister Laval hat den Auftrag erhalten, die Sozialversicherung, die trotz ihres kurzen Bestehens unter dem bürokratischen Papierwust zu ersticken droht, einer inneren Reform zu unterziehen.

SPD. Wien, 17. November (Eig. Drahtb.)

Das neu gewählte Parlament wird wahrscheinlich am 5. Dezember zusammentreten. Die erste Sitzung dürfte, da der frühere Präsident Dr. Gütler nicht mehr gewählt wurde, von dem 1. Vizepräsidenten, dem Sozialdemokraten Eldersch geleitet werden.

SPD. Prag, 17. November (Eig. Drahtb.)

In Brünn wurden am Montag zwei lang gesuchte Einbrecher verhaftet, die in 7 Jahren 27 Kassen beraubt haben und dabei über 800 000 Kronen (100 000 Mark) erbeuteten. Nach jedem Einbruch lebten die Einbrecher einige Zeit in Monte Carlo. In ihrer Wohnung fand die Polizei noch Geld und Wertpapiere. Die Spitzbuben gaben bei ihrem Verhör an, dass ihnen die aus den Einbrüchen stammenden Wertpapiere von Prager Bankhäusern abgekauft worden sind. Wie der Polizeibericht meldet, sind hochstehende Persönlichkeiten der Prager Bankwelt in der Affäre verwickelt. Man erwartet sensationelle Verhaftungen.

SPD. Wien, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der Sozialdemokratische Parteivorstand hat den ursprünglich für Ende Oktober nach Graz einberufenen und wegen der Wahlen verschobenen Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie für den 6. Dezember nach Wien einberufen. Auf der Tagesordnung stehen als wichtigste Punkte die Besprechung der politischen Lage, der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit.

SPD. Die Vereinigten Ausschüsse des Reichsrates berieten am Montag Vormittag in zweiter Lesung die Novelle zum Tabaksteuergesetz. Es bleibt bei dem Satze von 200 M. Dagegen konnte in der Frage der Zigarettensteuer in einigen Punkten keine Einigung erzielt werden. Deshalb wird vor Donnerstag, wo das Plenum des Reichsrates zusammentritt, die Tabaksteuernovelle in dritter Lesung noch einmal beraten werden.

Das Gesetz über die Realsteuersenkung wurde in zweiter Lesung angenommen. Die Senkungsvorschläge der Regierung wurden grundsätzlich aufrechterhalten, jedoch wurde das Gesetz im Einvernehmen mit der Regierung mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse in den einzelnen Ländern etwas beweglicher gestaltet.

In der Montag-Nachmittag-Sitzung erledigten die Reichsratsausschüsse die drei Gesetze, die die Wohnungswirtschaft betreffen ebenfalls in zweiter Lesung.

+ + +
Amtlich wird mitgeteilt: Unter dem Vorsitz des Reichskanzlers verabschiedeten die vereinigten Ausschüsse des Reichsrats am Montag-Abend in zweiter Lesung das Haushaltsgesetz und den Reichshaushaltsplan 1931. Nach schwierigen

Verhandlungen erklärte sich die Reichsregierung einverstanden, den Ländern für die Kürzung der Ueberweisungen um 100 Millionen Reichsmark, die im Hinblick auf die Einschränkung des Personalaufwandes in der öffentlichen Verwaltung der Länder und Gemeinden vorgesehen ist, einen Ausgleich zu gewähren. Für einen Betrag von 50 Millionen Reichsmark werden ihnen im Reichsbesitz befindliche Reichsbahn-Vorzugsaktien übereignet. Die Tragung der restlichen 50 Millionen Reichsmark soll ihnen dadurch ermöglicht werden, dass die für drei Jahre vorgesehene 6 prozentige Gehaltskürzung der Beamten schon mit dem 1. Februar 1931 beginnen und dementsprechend mit dem 31. Januar 1934 ausser Kraft treten soll. Ab 1. Februar wird die Reichshilfe der Beamten auf die Gehaltskürzung angerechnet.

SPD. Paris, 17. November (Eig. Drahtb.)

Die antifaschistische "Italia" veröffentlicht am Montag eine Bestätigung der schweren Unruhen, die in Sizilien infolge der strengen Steuereintreibungsmethoden durch die italienische Regierung ausgebrochen sind. Danach sind nicht weniger als 500 Verhaftungen namentlich von Frauen vorgenommen worden, die sich an einer Revolte beteiligten. Die Tumulte nahmen nach der "Italia" so drohende Formen an, dass die Karabinieri einschreiten und von der Waffe Gebrauch machen musste. Die Zahl der Verwundeten sei nicht bekannt.

SPD. London, 17. November (Eig. Drahtb.)

Die Indien-Konferenz hielt am Montag vormittag ihre erste Vollsitzung im St. James-Palast ab. Auf Antrag des geschäftsführenden Ausschusses wurden Ministerpräsident MacDonald zum Präsidenten und Lordkanzler Lord Sankay zum Vizepräsidenten ernannt. Die Sitzung beschäftigte sich zunächst mit einigen formellen Fragen und beschloss, dass nicht nur die Ausschussberatungen, sondern auch die Vollversammlung vertraulichen Charakter haben sollen.

SPD. Wien, 17. November (Eig. Drahtb.)

Im bürgerlichen Lager herrscht angesichts des Wahlausfalls vollkommene Ratlosigkeit. Die Christlichsoziale Fraktion wird Mittwoch zusammentreten. Anschliessend dürften dann Verhandlungen mit dem Schoberblock beginnen. Bis dahin sind alle Meldungen über die Person des neuen Bundeskanzlers und die Zusammensetzung der Regierung Kombinationen. Sicher scheint nur zu sein, dass Vaugoin, der derzeitige Bundeskanzler, zurücktreten und nicht mehr das Amt eines Bundeskanzlers übernehmen dürfte.

In der niederösterreichischen Heimwehr hat sich zwischen den mit den Christlichsozialen verbündeten und den im Heimatblock vereinigten Heimwehrranhängern eine Spaltung vollzogen. Aber auch die den Christlichsozialen treuen Heimwehrleute sind sehr verstimmt, weil die Christlichsoziale Partei ihnen kein Mandat hat zukommen lassen. Viel bemerkt wird auch eine neue Rede des Ministers Starhemberg, in der er erklärte, dass die Hitlerbewegung eine starker Bundesgenosse sei, "mit dem wir uns über kurz oder lang bestimmt vereinigen werden." Starhemberg sprach dann gegen die Krompromisslerei und nannte das Parlament eine Quatschbude. Zum Schluss erklärte er, nicht im Parlament würde die Entscheidung fallen, sondern die militärischen Formationen müssten sie herbeiführen.

SPD. London, 17. November (Eig. Drahtb.)

Die Arbeiterregierung hat einen Nachtragskredit von 10,5 Millionen Pfund beantragt, dessen grösster Teil für den Arbeitslosenversicherungsfonds bestimmt ist. Der Arbeitslosenversicherungsfonds wird aus drei Quellen gespeist: dem Budget, den Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer und schliesslich aus Anleihen, zu denen der Fonds bis zu einer gewissen Höhe berechtigt ist. Die erwähnten 10,5 Millionen beziehen sich lediglich auf die Budgetmittel.

Die Höhe des verlangten Kredits erklärt sich aus der Zahl der Arbeitslose die im letzten Jahr um 1 011 000 gestiegen ist. Ferner ist die Zahl der Beschäftigten um 732 800 in der gleichen Zeit gesunken. Die Unkosten sind durch die Neueinstellung von 5 000 Beamten ausserordentlich vergrössert worden. Ausserdem sind die Mittel aus anderen Quellen des Fonds spärlicher geflossen, nämlich bei den Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und zwar infolge der zunehmenden Arbeitslosigkeit. Der Fonds hat in letzter Zeit 20 Millionen Pfund an Krediten aufgenommen. Die Regierung kündigt an, dass für den Fonds in der nächsten Zeit wiederum eine Anleihe von zehn Millionen angenommen werden muss.

SPD. Genf, 17. November (Eig. Drahtb.)

Unter Vorsitz des Holländers Colijn wurde am Montag die zweite Regierungskonferenz für eine wirtschaftliche Zusammenarbeit eröffnet, auf der 27 Staaten durch Delegationen und 6 durch Beobachter vertreten sind. Den Beratungen liegen die auf Grund der Regierungsantworten ausgearbeiteten Vorschläge der Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes zugrunde, aus denen eine sofort verhandlungsreife Tagesordnung über folgende Gegenstände hervorging: 1) Inkraftsetzung des Wirtschaftsabkommens (Zollwaffenstillstand) vom 24. März 1930, 2) Zolltarifverhandlungen laut englischen und holländischen Vorschlägen, 3) Regelung des Austauschs der osteuropäischen Agrarstaaten, 4) Uebereinkommen zur Verminderung der Ein- und Ausfuhrbeschränkungen, 5) Behandlung von Ausländern.

Es wurde beschlossen, den Termin für die Ratifikation des Zollwaffenstillstandsabkommens nochmals zu verlängern. Zu Punkt 2) Zolltarifverhandlungen erläuterte der englische Vertreter noch einmal Vorschläge seiner Regierung auf Verhandlungen zwischen mehreren Staaten über eine Zollvereinbarung betreffend bestimmte Warengruppen. Der niederländische Vertreter erläuterte seinen Vorschlag dahin, dass er sehr gern mit mehreren Staaten gleichzeitig über die niederländischen Agrarbedürfnisse zu verhandeln bereit sei.

SPD. In der am Montag im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft abgehaltenen Besprechung über die Preisbildung für Fische wurde folgendes Ergebnis erzielt:

Die durchschnittlichen Kleinverkaufspreise für 1 Pfd. Seefische werden für Berlin mit sofortiger Wirkung herabgesetzt wie folgt:

	<u>Bisheriger Preis</u>	<u>Neuer Preis</u>	<u>Preissenkung</u>
Schellfisch im Ganzen	59½ Rpf.	50 Rpf.	9½ Rpf. = 16 %
Kabeljau im Anschnitt	76 "	55 "	21 " = 28 %
Fischfilet	80 "	50 "	30 " = 38 %

Auch für die übrigen oben nicht genannten Seefischarten (Rotbarsch, Seelachs) tritt eine Preissenkung um 10 bis 20 Rpf. für das Pfund ein.

Diese Preise verstehen sich für gute Ware aus deutschen Fängen und können von den Berliner Fischhändlern unter der Voraussetzung eingehalten werden, dass die Fänge nicht durch aussergewöhnliche Witterungseinflüsse beeinträchtigt werden.

Der Reichsverband der Deutschen Fischhändler e.V. wird für eine entspre

chende Minderung der Preise im ganzen Reich Sorge tragen; er hat sich zu diesem Zweck bereits mit seinen Ortsvereinen in Verbindung gesetzt.

Betreffs der Süsswasserfischpreise wurde festgestellt, dass gegenüber den gleichen Monaten des Vorjahres und gegenüber September und Oktober d.J. ein nicht unerheblicher Preisrückgang stattgefunden hat.

SPD. Bonn, 17. November (Eig. Drahtb.)

Der seit einigen Tagen vermisste Zuckerwarenfabrikant Henseler aus Pingsdorf bei Brühl wurde auf der Landstrasse mit einem Brustschuss tot aufgefunden. Der Tote soll rund 2000 Mark bei sich geführt haben, die verschwunden sind. Es dürfte ein Raubmord vorliegen.

SPD. London, 17. November (Eig. Drahtb.)

Im Unterhaus fand am Montag nachmittag eine Debatte über die Palästina-politik der Labour-Regierung statt, die durch eine Anfrage des liberalen Führers Lloyd George hervorgerufen worden war.

Die Debatte zeigte, dass sich die Kritik an der Regierung wegen der Palästina-Politik im Laufe der Zeit abgeschwächt hat, weil die Regierung einzulenken bestrebt ist. Sie hat vor einigen Wochen 1500 Einwanderungserlaubnisse für Juden nach Palästina gegeben und ausserdem die jüdische Einwanderungs-Agentur zu Besprechungen eingeladen, durch die Missverständnisse über die in dem Weissbuch der Regierung niedergelegte Palästina-politik aufgeklärt werden sollen. Die Vertreter der jüdischen Agentur werden dieser Einladung Folge leisten.

Die Regierung hat sich zu ihrem Einlenken bestimmen lassen einmal durch die grosse Erregung, die ihr Weissbuch unter den Juden in der ganzen Welt ausgelöst hat, dann aber auch durch den sehr eindrucksvollen Protest sowohl der konservativen als auch der liberalen Partei, und schliesslich durch die bevorstehende Nachwahl in Whitechapel, dem Londoner Judenviertel. Dort muss ein verstorbener Labour-Abgeordneter ersetzt werden. Die Regierung hat das grösste Interesse daran, dass sie bei einer Nachwahl nicht wieder eine Niederlage erleidet.

(Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Dienstag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850)

Aus aller Welt

Liebe unter dem Joch des Todes.

Die ewigen Othellos - Noch immer unzählige Liebesdramen in Italien - Die 17-jährige Verlobte erschossen - Ein Maurer rächt die Ehre seiner Schwester - Romeo und Julia in Bologna.

SPD. Rom, Mitte November (Eig. Ber.):

Stets stand Italien mit den Verbrechen aus Leidenschaft an der Spitze der europäischen Kriminalität. Es hat sich darin nichts geändert. Kein Tag vergeht, ohne dass die Spalten der Zeitungen mit Berichten über alle möglichen Liebesdramen gefüllt sind. Zählen wir die Fälle eines einzigen Tages auf:

In einem Dorf nahe bei Florenz hat Aldo Calamati seine 17jährige Verlobte Ottavia Casagli im Hause ihrer Eltern niedergeschossen. Als die Verwandten, die schon die Hochzeit vorbereitet, hinzueilten, fanden sie das junge Geschöpf in seinem Blute elend sterbend. Aldo aber hatte sich selbst schwer verwundet und weinte erschüttert über der Leiche der Geliebten. Motiv für diese grauenhafte Tat? Eifersucht, zudem unbegründete.

Weiter: Ein 40jähriger Maurer verwundete in Neapel den Geliebten seiner Schwester auf den Tod. Dem Mädchen war erlaubt worden, mit ihrem "Verlobten zu gehen". Der älteste Bruder war aber gegen diese Erlaubnis der Eltern, denn der junge Mann hatte noch nicht, wie das sich auch im ärmsten Hause Italiens gehört, Besuch gemacht und offiziell um die Hand des Mädchens angehalten. Der Bruder misstraute dem Verlobten. Er lauerte ihm auf. Er fragte ihn, ob er wirklich ernsthafte Absichten habe. Gewiss. Warum er da nicht um die Hand anhalte? Das könne er noch nicht, denn er verdiene noch nicht genug, deshalb wage er noch nicht, eine Familie zu gründen. Dann solle er das Mädchen in Ruhe lassen, forderte der Bruder, sonst werde er sehen... Aber das könne er auch nicht, meinte der Verlobte, denn sie beide hätten schon etwas miteinander. Da erstach unter furchtbaren Flüchen der Maurer den Mann, der gewagt hatte, seine Schwester vor dem Brautbett zu berühren.

Ein weiterer Fall: Eine 16jährige wurde bei Bologna von einem jungen Mann entführt. Es ist das auch heute noch eine sehr beliebte Art, die fehlende Einwilligung der Eltern zu einer Heirat zu erzwingen. Sie lebten ein paar Tage glücklich, wie Romeo und Julia auf dem Lande. Da wurden sie von dem Vater des Mädchens entdeckt. Er schoss den Entführer und Verführer kurzerhand nieder.

Und endlich: Aus Vatania wird gemeldet, aus jener sizilianischen Gegend, aus der die "Cavakkeria rusticana" und so viele ländliche Blutdramen der Wirklichkeit stammen, dass dort vom Schwurgericht gegen das junge Bauernmädchen Adelina Spedalieri verhandelt wurde. Sie hatte im vorigen Jahr den Advokaten Tomaselli getötet, der sich mit einer anderen verheiratet hatte, nachdem er Adelina verführt, zur Mutter gemacht und sitzen gelassen hatte. Mitten im Gedränge der Via Etnea in Catania stürzte sie sich auf den Advokaten und schoss ihm sechs Revolverkugeln in die Brust. Sie hat recht! schrie das Volk, als die Carabinieri sie verhaften mussten. Lasst sie frei; sie hat tausendmal recht, wir täten es genau so, schrien die Frauen immer wieder. Sie hatte recht, sagte das Geschworenengericht. Und sprach sie frei.

+

Tatsächlich werden alle diese Mörder aus Leidenschaft, die hier aufgezählt worden sind, von den italienischen Gerichten freigesprochen, oder kommen ganz bestimmt mit nur geringen Strafen, die im Volksempfinden ihrer Ehre nichts an-

tun, davon. Die Auswahl der kurz geschilderten Fälle ist ganz zufällig, ist die Blütenlese eines einzigen Tages. Sie könnte um Tausende vermehrt werden, um Fälle, die im Individuellen viel interessanter liegen. Aber das Entscheidende ist: sie sind typisch. Sie kehren in tausend Spielarten immer wieder. Eifersucht, Ehrverletzung, Entführung, Mord ... am Ende immer der Freispruch.

Wie sie auch handeln, wo sie auch sind, es sind immer die ewigen Othellos. Wie Shakespeares Held von Eifersucht und Leidenschaft zerquält, jedem kleinsten Verdacht hingegeben, immer die Mordwaffe zur Hand, immer wird die Liebe gleich tragisch unter das Joch des Todes gestellt. Wer hier in den Kreis der grossen Liebe eintritt, tritt magisch in den Kreis des Todes...

+

Zwei Dinge könnte man kritisch anmerken, wenn Kritik gegenüber diesen Elementarausbrüchen blindwütender Leidenschaft überhaupt Sinn und Zweck hätte. Einmal: es gäbe nicht so viele blutige Othellos, wenn sie nicht immer Revolver und Messer gleich zur Hand hätten. Die meisten dieser Verbrechen aus Leidenschaft geschehen keineswegs vorbedacht und vorbereitet. Sie sind Handlungen plötzlich ausbrechenden Affekts. Die blutige tägliche Liebeschronik der Zeitungen beweist es klar. Aber immer ist hier sofort die Waffe zur Hand. Wie mittelalterliche Ritter, die das nackte Schwert aufs Bett legten, scheinen hier die Liebespaare gewissermassen stets mit dem gezogenen Messer oder dem Revolver zwischen sich zu schlafen. Eine ungeheure Tyrannei geht von dieser ständigen Bedrohung auf jeden der Liebespartner aus. Mitten in der leidenschaftlichsten Umarmung kann der Tod drohen. Und es ist doch nicht nur das mystische Gefühl von der tragischen Nähe zwischen Liebe und Tod, das ihnen diese seelische Haltung als die geeignetste erscheinen lässt. Es ist doch auch so viel Banalität dabei, so viel falsche Ueberschätzung, so viel dumme Traditionsgebundenheit, nicht anders auf einen dummen Verdacht, irgend ein Liebesdilemma reagieren zu können, als mit dem Revolver oder Messer.

Und ein zweites wäre kritisch anzumerken: die ungeheuerliche Leichtfertigkeit, mit der die Gerichte alle Liebesmörder und Liebesmörderinnen freisprechen und alle Rächer der "Ehre", ob es sich um den Vater, den Gatten oder den Bruder handelt, aufs mildeste, wenn überhaupt, bestrafen. Rechtssprechung sollte, wenn sie gut ist, ein Volk auch moralisch erziehen. Erzieherisch wäre, das Leben als der Güter höchstes doch über alles zu stellen, es zu schützen, Exempel zu statuieren, dem grassierenden Liebesmord die freie Bahn zu sparren. Viele dächten nicht an Tötung, wüssten sie nicht, dass sie doch freigesprochen werden. Es gibt zivilisiertere Arten, in Liebesdingen zu handeln, als gleich alle mit dem Revolver zu bedrohen, gleich dem anderen das Messer vor die Nase zu halten.

+

Es ist garnicht wahr, dass die Italiener leidenschaftlicher in Liebesdingen sind als nordische Völker, sie handeln nur aufgeregter und leidenschaftlicher. Und das Schlimme ist, dass jeder, der so handelt, sich noch eine besondere Gloriöle ums Haupt zu winden meint. Denn er sieht ja dann seine "Tat" in allein Zeitungen ausführlich dargestellt, sein Bild kommt mit hinein, er ist ein "Held" und zudem: ein Held ohne Risiko. Denn er wird ja doch freigesprochen in diesem Land, in dem Liebe immer mit dem Tode tanzen will.

+

+

+

500 000 Felle verbrannt. In Wattleros bei Lille brach in einer Grossgerberei ein Feuer aus; 500 000 Felle verbrannten. Als Ursache des Brandes nimmt man Kurzschluss an. Der Schaden wird auf etwa 4 000 000 Francs geschätzt.

+

+

+

"Ich habe meinen Vater getötet!"

Das Mordrätsel von Saarbrücken - Geständnis in der Leichenhalle - Wie die Spur verwischt werden sollte - Tragische Folgen einer unglücklichen Ehe.-

In dem Orte Neunkirchen bei Saarbrücken ist ein Verbrechen bekannt geworden, das an Merkwürdigkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig lässt: Der Kaufmann Scheid ist in seinem Geschäftslokal von seinem 17jährigen Sohne Hans durch 6 Schüsse getötet worden. Der obduzierten Leiche des Vaters gegenübergestellt, schweigt der Mörder. Unmittelbar nach dem Verlassen der Leichenhalle legt er ruhig und bestimmt ein Geständnis ab. Zum Tatort geführt, bezeichnet er selbst den Kriminalbeamten das Versteck der Mordpistole und gibt dann eine genaue Beschreibung der Tat.

Wie die Tat geschah.

Am Morgen der Tat, gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, legte sich der Mörder Schuhe seiner Schwester zurecht, um keine verräterischen Fusspuren zu hinterlassen; "andere Mörder machen es auch so, habe ich gelesen". Gegen 10 Uhr war seine Mutter in die Stadt gegangen, gegen 10.40 Uhr zog er die Schuhe seiner Schwester an, betrat in absoluter Mordabsicht den Laden seines Vaters und erschoss diesen nach kurzer Unterhaltung, die sich um ganz gleichgültige Dinge drehte. Nachdem der Mörder sich von dem Tode seines Opfers überzeugt hatte, lief er in den Keller, versteckte die Pistole und verzehrte dann in aller Gemütsruhe sein Frühstück, das ihm die inzwischen zurückgekehrte Mutter bereitete. Als die Leiche gefunden wurde, spielte der Sohn den Erschütterten, holte den Arzt und den Landjäger herbei und erzählte, dass sein Vater einen Blutsturz erlitten habe.

Tiefen der Seele.

Der Fall ist interessant genug gelagert, um Anregung zur Beschäftigung mit seinen psychologischen Hintergründen zu geben. Die menschliche Seele ist tief, und in ihr schlummern die Keime zu mancherlei Verbrechen, vor allem aber zu solchen Missetaten, die in grauer Urzeit der Menschheit besonders häufig vorkamen und deren Spuren sich als uraltes seelisches Erbgut in der sozialen Anlage eines jeden neugeborenen Kindes vorfinden. Will man sich das eigenartige Verhalten eines Vatermörders etwas verständlicher machen, so muss man sich also vor Augen halten, dass zu Beginn unserer Kulturentwicklung der Vatermord eine ganz reguläre Erscheinung war. Das zeigen uns die Sitten mancher heute noch lebenden primitiven Völker und vor allem auch das häufige Vorkommen des Vatermordes in den Göttergeschichten. Mythen und Märchen fast aller alten Kulturvölker. Der Primitive ist gewöhnt, seine Triebe viel rücksichtsloser durchzusetzen. So ist für ihn der Tod des anderen als Machtvermehrung grundsätzlich freudebringend und nur den eigenen Tod stellt er sich unlustbetont vor.

Vater und Sohn als Rivalen.

Mit fortschreitender Kulturentwicklung verschärfte sich das soziale Gewissen, und die Menschen lernten immer mehr, ihre verbrecherischen Triebe zu unterdrücken. Auch der Rivalenstreit zwischen Vater und Sohn wurde ins Unbewusste verdrängt, und in der Welt der Erscheinungen blieb nur noch der normale Vater-Sohn-Konflikt, d.h. die leidenschaftliche Ablehnung der väterlichen Vormacht in der Pubertätszeit durch den Sohn, der sich im Unbewussten selbst an die Stelle des Vaters setzt. Es ist das nur eine deutlichere Wiederholung einer weniger sichtbaren seelischen Haltung, die bereits beim kleinen Kinde wirksam ist.

Scheidt wollte "befreien".

Bei normaler Entwicklung eines Kindes wird dieses schliesslich zu einem durchschnittlichen Staatsbürger des 20. Jahrhunderts. Anders aber, wenn z.B., wie im Saarbrückener Fall, die Ehe der Eltern unglücklich ist. In dem dauernden Streit der Eltern wird der Sohn natürlich nur allzu leicht gegen den Teil Partei ergreifen, gegen den er aus den oben ausgeführten Gründen schon ohnedies unbewusst voreingenommen ist: gegen den Vater. Anstatt dass die Hass- und

Racheinstinkte des Kindes gegen den Vater durch die Umgebung und Erziehung ins Unbewusste abgeschoben werden, bis nur noch eine liebende Einstellung übrig bleibt, werden hier ganz im Gegenteil alle feindlichen Regungen des Sohnes gegen den Vater geradezu künstlich wachgehalten und mit einem moralischen Mantelchen versehen, nämlich mit dem der Ritterlichkeit gegen die Mutter. Auch im Saarbrückener Fall hat Hans Scheidt erklärt, er habe in dem ewigen Streit zwischen den Eltern den Vater für den schuldigen Teil gehalten und die Mutter von ihm befreien wollen.

Schuld und Sühne.

Genau wieder wie beim primitiven Menschen, den sein Schuldgefühl nach begangenen Kriegs- und Raubzügen zu allerlei Selbstbestrafungen oder wenigstens Sühnezeremonien trieb, so folgt auch heute noch in der Seele des modernen Menschen auf jede bloss gedachte und erst recht auf jede begangene Tat durch die Macht des Gewissens Schuldgefühl und Strafbedürfnis. Beides kann sehr häufig unbewusst bleiben, es wird sich dann aber um so deutlicher in den Handlungen des Verbrechers zeigen. Deshalb scheute sich Hans Scheidt, vor der Leiche seines Vaters zu sprechen, das unbewusste Strafbedürfnis erklärt aber namentlich auch das plötzlich erfolgte ruhige und ausführliche Geständnis. Durch dieses Geständnis und die freiwillige Angabe des Waffenstreckens erreicht aber der Vätermörder zugleich auch eine Entlastung der Mutter, worauf er auch ausdrückliches Gewicht legt; und hierin zeigt sich wiederum die bewusste Haltung der "Ritterlichkeit".

Aber an jedem begangenen Verbrechen ist nicht nur der Täter, sondern immer ein Teil der menschlichen Gesellschaft mitschuldig (in diesem Falle sind es die Eltern). So wird durch die Strafe als "Sühne" nicht nur das Gewissen des Täters, sondern auch das Gewissen der Gesellschaft entlastet. Ob freilich mit dieser Art "Strafe" dem meist mehr oder weniger unglücklichen Täter und der ganzen Gesellschaft wirklich genützt wird, ist eine andre, sehr ernste Frage, die die Soziologen und Strafrechtsreformer schon seit langem beschäftigt und hoffentlich auch bald den Gesetzgeber.

+ + +

Die Internationale der Pfaffen.

Orthodoxe Bischöfe, Faschisten und Rabbiner beim antibolschewistischen Kreuzzug...

SPD. Der Berliner Sporpalast sah am Sonntag eine wirklich kuriose Veranstaltung. Die Manager des "Deutschen Bundes zum Schutze der abendländischen Kultur", der auf dem rechten Flügel des Zentrums stehende unentwegte kultur- und sozialreaktionäre Fürst Löwenstein sowie der närrische Hans Dampf in allen Gassen des politischen Dilettantismus, Herr Arnold Rechberg, liessen bunt gemischt Bischöfe, Pfarrer und Rabbiner aufmarschieren, um die heiligsten Güter der abendländischen Kultur vor "dem Barbareneinfall aus dem Osten" zu wahren. Mit diesen feierlichen Phrasendreschern hat die entschiedene und berechtigte Kritik der Sozialisten an Sowjetrussland nichts gemein; schärfste Distanzierung von diesen, die Religion missbrauchenden reaktionären Geistlichen, die den Bolschewismus schlagen und den Sozialismus meinen, ist daher selbstverständlich.

Sehr typisch für die Geistesverfassung jener Schichten, die dieser Spieserbund zum Schutze der abendländischen Kultur hinter sich hat, war die Tatsache, dass sich ein beträchtlicher Teil des Publikums beim Absingen des Deutschland-Liedes mit dem Römergruss nach unverfälschter Naziart begrüßte. Als Zwischenrufe der in nicht all zu grosser Zahl erschienenen Kommunisten einsetzten und die Internationale erklang, zeigte sich die christliche Barmherzigkeit von der schlagkräftigsten Seite. Im Verhältnis 20 : 1 prügelte man die Opposition zum Saal hinaus, wobei es zu Brutalitäten kam, die die Kultur der abendländischen Kulturschützer in wirklich unerfreulichstem Lichte zeigte. Diese Prügel-

szenen, die sich immer wiederholten, begleitete ein anwesender Bläserchor, der zuerst mit geistlichen Liedern erfreut hatte, sehr stimmungsvoll mit dem Friedrichs=Rex=Marsch. Es lohnt nicht, auf die zum Teil geradezu lächerlichen Tiraden der Redner einzugehen. Sehr schneidig begann der Bundesvorsitzende von Alvensleben, der dem Stahlhelm nahesteht, sein Referat mit einer grimmigen Fanfare gegen den marxistischen Gottseibeiuns, um dann in einem schwachen Augenblick und in einem Anflug von Ehrlichkeit zu erklären: "Die Not des Arbeiters be= greifen wir nicht!" Der orthodoxe Bischof Seraphim, der im vollen Kriegsschmuck erschienen war, erzählte dem sich leise gruselnden Publikum politische Märchen aus Tausendundeiner Nacht, die er so phantasievoll ausschmückte, dass der Zuruf ertönte: "Hier spricht die männliche Courths=Mahler". So war es wirklich. Herr Seraphim, der bei all seinen Greuelerzählungen sehr munter und gepflegt aus= sieht, endete mit einem Hassgesang, den man schon als leise pathologisch be= zeichnen muss und nicht weiter ernst nehmen kann. Des Pudels Kern aber schälte der Aachener Professor Berg, ein Vertreter des rechten Katholizismus heraus, als er mit erhobener Stimme in den Saal schrie: "In Moskau sitzt der Anti= christ. Aber der böse Feind heisst nicht nur Lenin, er heisst auch vor allem Karl Marx!" Begeistert klatschten die Spiesser Beifall. Sie hatten ihr Stich= wort gefunden. Etwas eigentümlich wurde es, als der konservative Rabbiner Ro= senthal aus Köln, von den Halb= und Ganzfaschisten mit feindseligem Achsel= zucken toleriert, eine salbungsvolle Suada gegen die Gottlosigkeit im besonde= ren und im allgemeinen vom Stapel liess. Am Schluss sang man noch ein er= bauliches Lied, verprügelte ein paar junge Menschen, die im Sprechchor: "Heraus aus der Kirche!" riefen und ging hochbefriedigt von dannen.

Dreieinhalb Millionen Arbeitslose, entsetzliche Wohnungsnot, Hunderte und Tausende, die vor Hunger nicht aus noch ein wissen-?! In dieser Versammlung hat man kein einziges Wort darüber gehört. Hier sprach die Kirche für ihre ewigen Privilegien.. "Gebt uns Brot und Arbeit!" rief von der Tribüne ein Erwerbslo= ser herunter. Man lachte ihn aus...

. K.K.B.

+ + +
Prediger als Theaterstörer. Eine merkwürdige Störung erfuhr eine Thea= tervorstellung im Palace=Theatre in London. Mitten im Spiel ertönte plötzlich die Stimme eines Predigers im Zuschauerraum, der eine religiöse Ansprache hielt, die er durch ein Sprachrohr verstärkte. Der ungebetene Mitspieler wur= de kurzerhand an die Luft gesetzt.

+ + +
Goebbels wird zwangsvorgeführt! Am Montag vormittag sollte vor der Be= rufungsstrafkammer des Landgerichts III in Berlin unter Vorsitz des bekannten Landgerichtsdirektor Dr. Siegert gegen den Nazihauptling Dr. Joseph Goebbels verhandelt werden. Der Angeklagte hatte, ebenso wie die Staatsanwaltschaft ge= gen des seinerzeitige Charlottenburger Schöffengerichtsurteil, durch das er wegen dreifacher Beleidigung durch verschiedene Artikel im "Angriff" zu sechs Monaten Gefängnis und 11 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden war, Berufung eingelegt. Anstelle des Herrn Goebbels erschien nur dessen Verteidiger, Rechts= anwalt Graf von der Goltz, der ein Schreiben des Herrn Goebbels verlas, aus dem hervorging, dass der Angeklagte "aus politischen Gründen" in Zukunft überhaupt nicht mehr beabsichtigt vor Gericht zu erscheinen. In der speziellen Beleidigungssache, in der Dr. Goebbels wegen unflätigster Verleumdung des Ber= liner Polizeivizepräsidenten Dr. Weiss zu sechs Monaten Gefängnis und 500 Mark Geldstrafe verurteilt worden war, wurde die Berufung des Angeklagten, ebenso wie in einer anderen Beleidigungsursache, verworfen. In einem dritten Fall wurde gleichfalls die Berufung des Dr. Goebbels verworfen. Der Staatsanwalt hielt jedoch seine Berufung aufrecht. Das Gericht beschloss Vertagung und Vorführung des Angeklagten zum nächsten Termin, vorausgesetzt, dass der Reichstag die Ge= nehmigung zur Durchführung des Vorführungsbeschlusses gebe.

+ + +

Frenzel-Prozess. Im Potsdamer Frenzel-Prozess wurde am Montag als Zeugin die 23jährige Kellnersfrau Margarethe Volkwein aus Nowawes bei Potsdam vernommen, die, entgegen den sensationellen Behauptungen ihrer Mutter, ganz entschieden bestritt, dass sie von Frenzel "als Kind verdorben" worden sei; sie habe mit Frenzel nie etwas zu tun gehabt. Die als nächste Zeugin vernommene Frau Gutsbesitzer Zimmermann aus Maltershausen, bei der Gertrud Frenzel in Pension gewesen war, sagte aus, dass Gertrud Frenzel in der Zeit ihres Maltershausener Aufenthaltes eine rege Korrespondenz mit dem Pfarrhaus in Bornim unterhalten habe; gelesen habe sie die Briefe nicht. Von den Beziehungen zwischen Gertrud Frenzel und dem Pfarrhause in Bornim war noch in weit deutlicherem und aufschlussreicherem Masse die Rede bei der Vernehmung des Zeugen Clemens aus Niedergöhrsdorf bei Maltershausen. Der Zeuge berichtete, wie er Gertrud einmal von einem Tanzvergnügen nach Hause gebracht habe; als er von ihr einen Kuss haben wollte, habe Gertrud Frenzel gesagt, das könne und dürfe sie nicht. Der Zeuge habe sie dann nach dem Grunde ihrer Zurückhaltung gefragt und Gertrud Frenzel soll "etwas von einem Pfarrer und von Verkehr", den sie mit diesem gehabt hätte, erwidert haben. Nun wird Gertrud Frenzel in den Saal gerufen. Gefragt, ob sie den Zeugen kenne, sagt sie zum allgemeinen Erstaunen: "Nein", fällt aber prompt auf die Frage des Vorsitzenden, ob er ihr nicht mal einen Kuss habe geben wollen, herein, indem sie impulsiv antwortet: "Ja, ich gab ihm aber eine Ohrfeige".— Auch der Zeuge Höhne aus Maltershausen, der am Dienstag weiter vernommen werden wird, berichtete, wenn auch in allgemeinerer Fassung als Clemens, dass Gertrud Frenzel ihm gegenüber von einer unglücklichen Liebe zu einem Pfarrer gesprochen habe.— Der Angeklagte Frenzel selbst führte in erregter Form darüber Beschwerde, dass Beamte der Potsdamer Kriminalpolizei die Maltershausener Zeugen, bei denen sie Ermittlungen anstellten, gefragt haben sollen, ob sie von Frenzel Geld bekommen hätten.

+ + +

Im Taifun gesunken. Auf der Fahrt nach Wladiwostock geriet ein mit 27 Mann besetzter chinesischer Dampfer in einen Taifun und sank. Wegen des starken Sturmes waren alle Rettungsversuche aussichtslos.

+ + +

Proletariers Todesfahrt. Bei Hauzenberg (Niederbayern) kippte ein mit zehn Telegraphenarbeitern besetztes Auto infolge Steuerbruchs um und stürzte in eine etwa zehn Meter tiefe Schlucht. Zwei Arbeiter wurden schwer verletzt, einer kam ums Leben.

+ + +

Absturz eines Autos. In der Nähe der französischen Stadt St. Calmier stürzte ein Reiseomnibus beim Ueberholen eines Fuhrwerks eine fünf Meter hohe Böschung hinab. Vier Personen wurden getötet, 19 schwer verletzt.

+ + +

Der Tod im Brunnen. Die Frau eines Landwirts aus dem polnischen Dorfe Hozupanski im Kreise Dubno stürzte sich mit ihrer vierjährigen Tochter und einem Säugling von vier Monaten in einen Brunnen; alle drei ertranken. Der Grund zu der Verzweiflungstat war das schlechte Zusammenleben mit der Schwiegermutter.

+ + +

Verhaftung eines Hochstaplers. Die Baseler Polizei verhaftete einen von verschiedenen Staaten gesuchten Hochstapler französischer Staatsangehörigkeit, der sich als Uebersetzer im Generalsekretariat des Völkerbundes ausgab. Der Schwindler hatte kurz vorher in Zürich ein wertvolles Gemälde von Renoir erworben, das er mit einem falschen Scheck bezahlte.

Eisenwerkliche Kundschaft

Panikmache - eiserne Nerven.

SPD. Im Ruhrgebiet flackern wilde, alarmierende Gerüchte. Es heisst, die Schwerindustrie Nordwest plane einen neuen zweiten Lohnabbau. Sie habe es auf eine empfindliche Lohnsenkung abgesehen. Darüber hinaus wolle sie noch einen grossen Teil der Arbeit ihrer Betriebe einschränken. Die Vereinigten Stahlwerke hätten - so heisst es - sogar die Absicht, für einen Monat ihre sämtlichen Betriebe stillzulegen, um auf diese Weise einen scharfen Druck auf die Gewerkschaften und auf die Regierung auszuüben. Diese Gerüchte haben begreiflicherweise viel Unruhe in die Ruhrarbeiterschaft getragen.

In der Schwereisenindustrie des Westens mögen die Scharfmacher finstere Pläne schmieden, aber die verantwortlichen Stellen der Arbeitgeber der Nordwestgruppe dürften sich solche Pläne wohl noch etwas überlegen, bevor sie mit dem Feuer spielen. Noch gibt es auch eine organisierte Metallarbeitererschaft, einen Deutschen Metallarbeiterverband. Einstweilen läuft das Lohnabkommen in Nordwest noch bis zum September des nächsten Jahres. Eine Abkürzung dieser Frist könnte nur nach einer gemeinsamen Verständigung zwischen Unternehmern und Gewerkschaften erfolgen. Möglich ist, dass die Vereinigten Stahlwerke für einzelne Abteilungen neue Betriebseinschränkungen beabsichtigen. Zur Stunde liegen jedoch Stillegungsanzeigen von grösserem Umfange nicht vor.

Zweifellos gehen die wilden Gerüchte, die das Ruhrgebiet beunruhigen, von Elementen aus, die sich berufsmässig als Störenfriede betätigen. Kommunisten und Nationalsozialisten haben hier ihre Hand im Spiele. Die Nazis wollen die Arbeitererschaft systematisch in eine Verzweiflungsstimmung hineintreiben. Sie wissen, wenn ihnen der kommende Winter nicht die Erfüllung ihrer Pläne bringt, werden ihre Felle wieder davonschwimmen. Die Kommunisten aber brauchen unbedingt etwas Auftrieb für ihren neugegründeten Metallarbeiterverband. Sie sagen sich: jetzt oder nie muss es möglich sein, eine kommunistische Gewerkschaft auf die Beine zu stellen. Bis jetzt steht sie noch nicht auf den Beinen. Bis jetzt ist der Kommunistische Metallarbeiterverband nur eine oberfaule Gründung; denn was nützt die schönste Verbandsgründung, wenn die Mitglieder nur aus Arbeitslosen bestehen? Organisierte Metallarbeiter sind für den kommunistischen Spuk nicht zu haben und die Unorganisierten, die, wie die Erfahrung lehrt, nicht allzu viel Opfergeist haben, gehen erst recht nicht zu den Kommunisten, von denen sie sich schon gar keinen Erfolg versprechen. Mit den Arbeitslosen allein aber kann man keine Organisation aufbauen.

Die organisierte Metallarbeitererschaft steht dem Treiben der Panikmacher kaltblütig gegenüber. Im Ruhrgebiet wie in Berlin, in Sachsen wie in Hamburg - überall zeigt der Verlauf der grossen Bezirkskonferenzen des Metallarbeiterverbandes, dass die Masse der Metallarbeiter mit Zuversicht zur Organisation steht. Trotz nur allzu begreiflicher Empörung über die Lohnabbauschiedssprüche steht der freiorganisierte Metallarbeiter treu zu seinem Verband. Er weiss, dass gerade jetzt, gerade in der Stunde der Gefahr, Geschlossenheit und Festigkeit das Gebot der Stunde ist.

Wie wenig sich der Metallarbeiter vom kommunistischen Geschrei den Kopf verdrehen und nervös machen lässt, zeigt besonders drastisch der Verlauf der grossen Berliner Metallarbeiterfunktionärkonferenz, die am Sonntag zu dem Metallschiedsspruch Stellung nahm. Rund 2000 Funktionäre aus den Betrieben des Vereins Berliner Metallindustrieller waren im Saalbau Friedrichshain erschienen

Manches scharfe Wort der Kritik fiel. Mancher Schrei des Unwillens über die im Berliner Kampf fast umsonst gebrachten Opfer wurde laut. Dennoch billigte die Konferenz mit allen gegen 11 Stimmen die Haltung des Erweiterten Beirats des D.M.V. Die Die Entschliessung des Beirats wurde gutgeheissen, und mit allen gegen 5 Stimmen wurden alle anderen Entschliessungen beiseite geschoben.

An der stählernen Front des Deutschen Metallarbeiterverbandes werden sich die Kommunisten, die Nazis und - noch ist nicht aller Tage Abend - die Metallgewaltigen die Schädel einrennen.

SPD. Die Bezirksvertreter des Bergarbeiterverbandes haben auf einer Konferenz in Bochum den Schiedsspruch für den Ruhrbergbau, nachdem die bisherige Arbeitszeit bis Ende September 1931 fortbestehen soll und die Forderung der Gewerkschaften nach Beseitigung der Mehrarbeit unberücksichtigt bleibt, auf das entschiedenste abgelehnt und an den Reichsarbeitsminister den dringenden Appell gerichtet, den Spruch nicht für verbindlich zu erklären. Ihre Stellungnahme haben sie in einer einmütig gefassten Entschliessung folgendermassen begründet:

"Die Bergarbeiter waren und sind der Meinung, dass in Hinblick auf die gewaltige Arbeitslosennot - im Ruhrkohlenbezirk sind in diesem Jahr allein über 80 000 Bergarbeiter entlassen worden - die Mehrarbeit sinnlos geworden ist. Die Ruhrbergarbeiter vertreten ferner die Ansicht, dass die Mehrarbeit längst ihre wirtschaftliche und soziale Berechtigung verloren hat, nachdem der ursprüngliche Zweck des Mehrarbeitsabkommens, die Erreichung des Förderanteils von 1913, nicht nur erreicht, sondern um 46 % überschritten ist. Die von den Unternehmern angeführten Gründe, der Fortfall der Mehrarbeit führe zu einer unerträglichen Steigerung der Gesteuerungskosten, können die Bergarbeiter nicht anerkennen, nachdem man in den Verhandlungen eine Nachprüfung der betrieblichen Kostenlage abgelehnt hat. Nachdem die Ruhrbergarbeiter in den letzten Monaten zahlreiche Feierschichten in Kauf nehmen und gleichzeitig auf einen Teil ihres Einkommens verzichten mussten, um weitere Massenentlassungen zu vermeiden, konnte von den Unternehmervertretern und vom Schlichter eine andere Haltung erwartet werden. Im Vordergrund aller Erwägungen hat in der gegenwärtigen Notzeit nicht die Sicherung einer angemessenen Kapitalrente, sondern die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zu stehen."

Überall im Ruhrgebiet wurden von den Ortsgruppen des Verbandes ähnliche Beschlüsse gefasst. Überall kam der einmütige Wille zum Ausdruck, die Verbindlichkeitserklärung zu verhindern, um der tariflichen Siebenstundenschicht wieder Geltung zu verschaffen.

+ + +
Bis zur Stunde liegt ein Antrag auf Verbindlichkeitserklärung durch die Zechenunternehmer im Reichsarbeitsministerium noch nicht vor.

SPD. Bochum, 17. Nov. (Eig. Drahtber.)

In dem Beleidigungsprozess des 1. Vorsitzenden des Bergbauindustriearbeiterverbandes Husemann gegen den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Florin und die Redakteure des "Ruhrecho" Birkenhauer und Schroer wurden die Angeklagten am Montag von dem Amtsgericht Bochum zu je 300 Mark Geldstrafe, ersatzweise 10 Tage Haft verurteilt. Die Veröffentlichung des Urteils muss in dem Essener kommunistischen "Ruhrecho" und in der "Bergbauindustrie", dem Organ des Bergbauindustriearbeiterverbandes erfolgen.

In der Begründung wird erklärt, durch die Aussage des Reichsaussenministers Curtius habe sich eindeutig und klar ergeben, dass die Behauptung der An=

geklagten, Husemann habe gegenüber der Reichsregierung pflichtwidrige Bindungen für die Haltung der Bergarbeiter übernommen, nicht nur nicht erwiesen, sondern das Gegenteil richtig sei.

SPD. In dem Berliner Metallschiedsspruch sind die Akkordsätze nicht erwähnt worden. Nach den übereinstimmenden Gutachten aller Rechtskundigen dürfte der Schiedsspruch nur auf die im Zeitlohn beschäftigten Arbeitskräfte des VBMI anwendbar sein. Auf Veranlassung des Deutschen Metallarbeiterverbandes haben deshalb die Obleute der VBMI-Betriebe beschlossen, neue Vereinbarungen über die Festsetzung der Akkordpreise nicht anzuerkennen, um dem Deutschen Metallarbeiterverband den Rechtsweg offenzuhalten. -

Allem Anschein nach haben die Schlichter vergessen, die Akkordarbeiter in dem Schiedsspruch zu erwähnen, obwohl 75% der Berliner Metallarbeiter und -arbeiterinnen im Akkord beschäftigt sind. Wahrscheinlich haben sie geglaubt, dass die Akkordlöhne ohnehin erheblich abgebaut sind und der Lohnabbau also die Akkordarbeiter nicht treffen soll.

SPD. Der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes hat von den der Internationalen Arbeitsorganisation angeschlossenen Regierungen eine Meinungsäußerung über eine eventuelle Revision der Konvention von Washington über die Nachtarbeit von Frauen in der Industrie erbeten. Der Revisionsvorschlag geht von Belgien, Frankreich und Schweden aus. Er erstrebt für das Nachtarbeitsverbot vor allem eine Unterscheidung zwischen Arbeiterinnen und weiblichen Aufsichtsangestellten, da die Konvention die Nachtarbeit in der Industrie für Frauen schlechthin ohne jede Ausnahme verbietet. Die englische Regierung hat die Frage aufgeworfen, ob nicht z.B. für Frauen Ausnahmestimmungen gelten können, die Kontrollposten in elektrischen Kraftwerken haben. Die Revisionsanträge fordern ferner eine elastischere Gestaltung des "Nacht"-Begriffs. So verlangen Belgien und Schweden unter Aufrechterhaltung der ununterbrochenen elfstündigen Ruhepause etwas mehr Erleichterung in der Festsetzung der Stunden, zwischen denen die Frauenarbeit verboten ist.

Der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes wird nach Prüfung der Regierungsantworten zu entscheiden haben, ob eine Revision der Konvention auf die Tagesordnung der nächsten Arbeitskonferenz gesetzt wird und welche Abänderungen eventuell in Frage kommen sollen.

SPD. Der Reichsarbeitsminister hat in einem Vortrag über Lohnpolitik und -gestaltung, den er dieser Tage bei der Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung in Köln hielt, mit sehr merkwürdigen Argumenten die Lohnabbaupolitik der Reichsregierung zu rechtfertigen versucht. Er erklärte nach einem Bericht der "Kölnischen Zeitung", die Lebenshaltungsmesszahl sei von 153 auf 145 gesunken und werde in Auswirkung der Regierungsmassnahmen noch weiter sinken. Das vorläufige Zurückgehen um 8 Punkte bedeute eine Steigerung der Lohnhöhe um 5 v.H. Es sei daher kein Anlass gegeben, gleich mit revolutionären Bewegungen zu drohen, wenn die Regierung eine Lohnsenkung um 6 v.H. anrege. - Der Reichsarbeitsminister übersieht, dass die Arbeiterschaft während der Krise bereits einen sehr empfindlichen Verdienstverlust zu verzeichnen hatte, bevor die Lohnabbauschiedssprüche gefällt worden sind. Dieser Verdienstverlust wird auf etwa 8% beziffert. Es kann also keine Rede davon sein, dass der neue Lohnabbau bereits durch das Sinken der Lebenshaltungsmesszahl sozusagen wettgemacht ist.

Wirtschaft Technik Handel

Italienische Wirtschaftskrise.

SPD. Rom, Anfang November (Eig. Ber.)

Die Wirtschaftskrise wälzt sich wie eine gefahrenschwere Lawine über das Land und zeigt von Tag zu Tag Verschärfungen, wie man sie in Italien noch vor kurzer Zeit für unwahrscheinlich gehalten hätte. Dass man sich in der Öffentlichkeit über den wirklichen Zustand der italienischen Wirtschaft nicht klar werden konnte, lag zunächst an dem von oben vorgeschriebenen Optimismus, an dem Femeschrei gegen die Wirtschaftsdefaitisten, die als Verräter angesehen wurden; schliesslich an der unbeschreiblichen Anspruchslosigkeit dieses Volkes in allen materiellen Dingen, jener Anspruchslosigkeit, die sich in den breiten Massen zu einer beispielslosen Genügsamkeit steigert. Aber auch diese Genügsamkeit hat ihre Grenzen. Man kann diesem Volk schon allerlei zumuten; aber wo die Zusammenbrüche sich häufen, hilft kein Vertuschen mehr, kein sich heitergebendes Hungern, gemildert durch eine Handvoll Feigen, die man in warmer Sonne isst.

Und so hat Mussolini zum ersten Mal selber in einer Rede vor dem Nationalrat der Corporationen die volle Schwere der Wirtschaftskrise zugeben müssen. Seitdem scheint es, als sei eine Schleuse geöffnet; die angestauten Wasser des Pessimismus überfluten das Land. Der Generalsekretär der Industriellen-Corporation Gino Olivetti spricht im "Stampa" von diesen "Wellen des Pessimismus" und schlägt nichts mehr und nichts weniger vor als die Schliessung von Börsen, da deren katastrophale Lage die privaten Aktionäre um ihre letzten Ersparnisse bringe.

Lassen wir Zahlen sprechen, die man auch hier nicht mehr verheimlichen kann. Die Zahl der wachsenden Wechselproteste hat mit etwa 90 000 pro Monat im letzten Vierteljahr alles übertrumpft, was man bisher in Italien auf diesem Gebiet kannte. Die Konkurse haben bereits im vergangenen Jahr einen Monatsdurchschnitt von 1155 erreicht. In diesem Jahr ist der monatliche Durchschnitt der Konkurse auf 1293 gestiegen. Im September 1930 wurde die Rekordziffer von 1500 erreicht (Zu Vergleichszwecken sei mitgeteilt, dass die Zahl der Konkurse in Deutschland im September 1930 rund 760 betrug, wozu noch etwa 500 Vergleichsverfahren kommen, wobei man den grösseren Umfang der deutschen Wirtschaft berücksichtigen muss. Red.)

Dieses lawinenartige Anwachsen der Konkurse und Wechselproteste, das man nicht mit Gesetzen eindämmen kann, zeigt nur die Zahl der sozusagen anonymen Opfer an, die grosse Masse derer, die sich wirtschaftlich nicht mehr halten können, das Heer kleiner und mittlerer Existenzen, die die Wirtschaftskrise ins Verderben zieht. Nun erst die "grossen Kanonen der Wirtschaft". Durch eine Rede Mussolinis erfuhr man, dass der italienische Staat bei der Sanierung der Schiffahrtsgesellschaft "Cosulich" und bei den vor dem Zusammenbruch stehenden Baumwollfabriken in Neapel eingesprungen ist; man habe bei der in Konkurs geratenen Bank von Novara, wo 80 000 kleine Sparer zwischen Hangen und Bangen schwebten, durch Intervention der Staatsbank geholfen. Der Staat habe schliesslich bis zu 75 % Kreditgarantien für die Lieferungen nach Russland übernommen. Aber der Staat könne nicht allen helfen. Es ist gut, dass das ein Mann wie Mussolini sagt. Die italienischen Staatsfinanzen, wir werden das weiter unten sehen, bestätigen seine Worte. Wie ein schwerer Schlag kam der Zusammenbruch der alten und als höchst solide geltenden Bodenfinanzierungsgesellschaft "Boni-

fiche Ferraresi". Der dabei entstandene Verlust wird vorsichtig auf 300 Millionen Lire geschätzt. Die Gesellschaft galt als so sicher, dass die Städte ihr mündelsichere Gelder anvertrauten. Der Bankrott gilt als betrügerisch. Aufsichtsrat und Direktoren wurden verhaftet. Dass auch der faschistische Parteisekretär von Ferrara in der verkrachten Gesellschaft sass, wird in der Öffentlichkeit verschwiegen, wie ja auch der Skandal des früheren Mailänder Oberbürgermeisters Belloni, der sich als "Faschist der ersten Stunde" 5 Jahre lang, durch in Millionen gehende Bestechungsprovisionen bereichern durfte, erst die Öffentlichkeit bis ins Tiefste erschütterte, als eigene Parteigenossen ihm den Prozess machten. Der berühmt gewordene Pelz des Oberbürgermeisters Böss erscheint wie ein harmloses Angebinde gegenüber den stinkenden Millionen des korrupten Mailänder Oberbürgermeisters. Dazu kam die Notwendigkeit, die vor dem Zusammenbruch stehende Italgasgruppe zu sanieren (in der Hauptsache durch ausländisches Kapital) und weiter, im Zusammenhang damit, Veränderungen im Aufsichtsrat der grössten italienischen Aktienbank, der Banca Commerciale Italiana. Dann krachte es im Gualinokonzern. Die Bank dieses Konzerns, die drittgrösste Depositenbank Italiens, die Banca Agricola Italiana, musste durch die Staatsbank gestützt werden. Der Konzern ging drauf. Die Staatsbank kann nicht allen helfen!

Das italienische Budget weist in den ersten drei Monaten des gegenwärtigen Finanzjahres bereits ein Defizit von 538 Millionen Lire auf. Nach Angaben des Schatzamtes ist dieses Defizit nicht so sehr auf einen Rückgang der Einnahmen als viel mehr auf ein starkes Anwachsen der Ausgaben zurückzuführen. Jetzt weist man erst, wie tief der Staat in die Taschen greifen musste, um die Stimmung eines künstlichen Wirtschaftsoptimismus aufrecht zu erhalten. Im Vorjahr betrug das Defizit in der gleichen Berichtsperiode kaum ein Drittel des diesjährigen Ausfalls. Das schlimmste ist aber die schwebende Schuld, die im letzten Jahr von 87,5 auf 88,8 Milliarden Lire angewachsen ist. Was die enorme Steigerung von etwa 1,3 Milliarden bedeutet, kann man erst dann ermessen, wenn man die Hoffnungen der Sparer kennt, die sich an die feierlich und wiederholt gegebenen Versicherungen der Regierung klammern, wonach die schwebende Schuld nicht erhöht, sondern abgebaut werden soll.

Der dunkelste Punkt ist die Arbeitslosigkeit. Brauchbare Zahlen gibt die amtliche italienische Statistik, im Gegensatz zu den demokratisch kontrollierten Ländern, darüber nicht. Die italienische Statistik erfasst nur einen kleinen Kreis von Arbeitslosen, die mit 1,50 bis 2,50 Lire, also mit ca. 35 bis 55 Pfennigen pro Tag unterstützungsberechtigt sind und jetzt um eine Erhöhung dieser elenden und unzureichenden Arbeitslosenunterstützung kämpfen. Dass der Faschismus das Arbeitslosenproblem auf seine Weise durch Einstellung von etwa 500 000 Mann in die Miliz schon vor Jahren zu lösen versucht hat, ist ja bekannt und muss immer in Rechnung gestellt werden. Trotzdem ergeben die amtlichen Ziffern ein Anwachsen der Arbeitslosenzahl von 228 800 auf 394 600 und zwar in der Zeit von Ende September 1929 bis Ende September 1930. Deutlicher spricht die Aufhebung der bisher rigoros durchgeführten Passperre für Arbeitssuchende. Die Zahl von Arbeitern, die in der letzten Zeit aus dem norditalienischen Industriegebiet nach Frankreich ausgewandert sind, geht in die Tausende.

So sieht das Wunder aus, das verwirrte Köpfe von einer faschistischen Diktatur erwarten. Das ist das Paradies der Unternehmer und Arbeiter, in dem die "Versöhnung von Kapital und Arbeit" gefunden worden sein soll.

SPD. Auf der dritten Generalversammlung des Einheitsverbandes der Handel- und Gewerbetreibenden und freien Berufe (Ehug) setzte sich der Reichsminister a. D. Wissell mit der Frage Gewerbetreibende und Sozialdemokratie auseinander. Irrig sei die Ansicht, so betonte Wissell, dass die Sozialdemokratie, wie von bürgerlicher Seite immer wieder behauptet wird, dem Kleingewerbe feindlich gegenübersteht. Das Erfurter Programm der Sozialdemokratie von 1891 besagt, dass

die kapitalistische Entwicklung zwangsläufig zum Untergang des Kleingewerbes führe. Dadurch werde eine ökonomische Tatsache, aber kein Wunsch ausgesprochen. Die Ereignisse hätten der Sozialdemokratie Recht gegeben. Das Kleingewerbe lebe heute in Existenzunsicherheit. Gegen diese ökonomische Entwicklung komme kein Mensch an. Erkenne er sie nicht, so werde er zermalmt. Mangelnde Erkenntnis darüber sei das Kennzeichen der sogenannten Wirtschaftspartei. Diese gigantische Krise in der Wirtschaft könne man nicht durch Sondersteuern auf Konsumvereine und Warenhäuser bezwingen. Wenn man eine gewisse Abneigung der Arbeiter gegen Händler und Kleinmeister nicht verleugnen könne, so beruhe diese auf recht üblen Erfahrungen mit den "Berufskrautern", die aus rückständigen Anschauungen heraus die Arbeitskraft durch lange Arbeitszeit und schlechte Löhne missbrauchen. Das Wort von der Freiheit des Gewerbes sei ein problematisches Wort. Das freie Bestimmungsrecht über die eigene Arbeitskraft führe zu einem Schaffen bis zu 12 Stunden täglich. Einkommen, wie sie oft im Kleingewerbe zu verzeichnen sind, würde sich manche Arbeiterkategorie nicht bieten lassen. Hilfe für das Kleingewerbe sei durch Einbeziehung in die sozialen Schutzbestimmungen möglich. Niemals sei jedoch Hilfe für das Kleingewerbe von eingeworfenen Fensterscheiben zu erwarten. Gewiss - der Redner spielt auf die nationalsozialistischen Exzesse in der Leipziger Strasse am Tage der Reichstagseröffnung an - hätten die Glaser in der Leipziger Strasse in Berlin zu tun gehabt, aber wenn die dort geworfenen Steine die Bausteine des Dritten Reiches sein sollen, dann ist es schlimm um den Ideenreichtum dieser Leute und um Deutschland bestellt. Der Nationalsozialismus könne nur eine Freiheit bringen, die Freiheit des Verhungerns. Die Phrase von der Befreiung von der Zinsknechtschaft führe zur Zurückziehung ausländischen Kapitals, wodurch sich die Arbeitslosigkeit ins Ungemessene steigern würde. Bindungen, von denen wir uns alle befreien möchten, könnten nur durch zielbewusste Arbeit und feine Finger gelöst werden. Wenn der Verdienstgedanke durch den Gedanken des Dienstes aller an allen ersetzt sein werde, dann werde auch der Gewerbetreibende in Zufriedenheit schaffen und wirken können. Das sei das Ziel des Sozialismus und deshalb seien die Interessen der Gewerbetreibenden nirgends besser gewahrt als in der deutschen Sozialdemokratie.

Die Ausführungen Wissells wurden vom Verbandstag, der den bisherigen Vorstand mit seinem Vorsitzenden Julius Krause einstimmig wiederwählte, mit Beifall aufgenommen.

SPD. Die Tschechoslowakei steckt mitten in einer harten Auseinandersetzung über den Eisenpreis, an der Deutschland nach Lage der Dinge auch nicht vorbeikommen wird. Das tschechische Stahlkartell betreibt dieselbe Politik wie die deutsche Eisenindustrie: nach dem Ausland wird das Eisen billiger abgegeben als im Inland. Der tschechische Ernährungsminister Bechyne hat deshalb eine 50%ige Eisenpreismässigung gefordert. Führende Männer des tschechischen Eisenkartells geben nun zu, dass eine Eisenpreissenkung um 8 bis 10% möglich wäre. Sie wollen aber Pechyne, der zufälligerweise Sozialdemokrat ist, nicht den Triumph gönnen, eine Eisenpreissenkung durchgeführt zu haben. Daraus erklärt sich wohl der Widerstand der tschechischen Eisenindustrie. So ist der Vorschlag gemacht worden, die tschechischen Eisenpreise zu überprüfen und zwar an Hand eines staatlichen Werkes, das sehr teuer arbeitet.

Inzwischen ist die Front gegen eine Preismässigung in der tschechischen Wirtschaft zerbrochen. So hat der bekannte Schuhindustrielle Bata für den Bau eines Wolkenkratzers in Brünn und einer neuen Fabrik in der Nähe seines bisherigen Betriebes in Zlin 400 Waggon Eisen in Belgien bestellt, um nicht die hohen tschechischen Inlandpreise zahlen zu müssen. Dieses belgische Eisen stellt sich trotz Fracht und Zoll um 30 Kronen pro 1 Meterzentner billiger als das tschechoslowakische. Dem Beispiele Batas wollen auch Fabriken folgen, die landwirtschaftliche Maschinen bauen. Im grossen und ganzen ergibt sich folgende, recht widersinnige Situation: Die Poldihütte in Kladno bei Prag erzeugt Stahl.

Dieser Stahl ist den Prager Firmen zu teuer. Sie kaufen deshalb im Ausland (in Frage kommt z.T. der billigere Stahl aus Oesterreich). Zweifellos werden die Prager Firmen im Ausland Stahl aus der Poldihütte kaufen, der, selbst wenn man Fracht und Zoll berechnet, immer noch billiger ist als der Stahl der Poldihütte, der die Reise nach dem Ausland und zurück nicht gemacht hat.

Die tschechische Regierung scheint daraus die richtigen Konsequenzen ziehen zu wollen. Gemäss dem Antrag des Ernährungsministers hat die Regierung beschlossen, dem Parlament einen Gesetzentwurf über eine Herabsetzung bzw. Aufhebung des Einfuhrzolls für Eisen vorzulegen.

SPD. Der Aufsichtsrat der Emelka, die vom Reich mit Verlust an die Münchener Kraussgruppe losgeschlagen wurde, ist jetzt den neuen Machtverhältnissen angepasst worden. Die Kraussgruppe wird u.a. durch Kohan-Paris vertreten. Kohan, der u.a. Einfluss auf den Pariser Pathékonzern hatte, ist durch den Zusammenbruch des Oustrickkonzerns schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, sodass man heute noch nicht weiss, in welche Hände das Emelkapaket schliesslich landen wird. Was man sich von Regierungsstelle so oft versprochen hat, nämlich den deutschen Einfluss auf die Emelka zu wahren, ist also schlecht erfüllt worden.

SPD. Die schweizerische Wareneinfuhr erhöhte sich im Monat Oktober gegenüber dem Vormonat von 213,7 Millionen Franken auf 233,3 Millionen Franken. Die Ausfuhr verringerte sich dagegen von 147,5 Millionen auf 153,5 Millionen. Bezeichnend ist, dass die Schweiz im Oktober allein für 18 Millionen Barrengold einfuhrte gegenüber einer Ausfuhr von 1,6 Millionen Franken.

SPD. Die Hugenbergsche Ufa bleibt auch für das verflossene Geschäftsjahr dividendenlos. Der Betriebsüberschuss hat sich gegenüber dem Vorjahr mit 22,28 Millionen Mark wenig verändert, ebenso die Handlungsunkosten (rund 2,41 Millionen Mark). Dagegen sind die Zinsen von 1,12 Millionen Mark auf 1,49 Millionen Mark gestiegen. Die Abschreibungen wurden von 15,59 Millionen auf 14,1 Millionen Mark herabgesetzt. Diese Aufrechnung, die den Eindruck macht, als ob sie von hinten aufgemacht wäre, ergibt einen Reingewinn in ungefährer Höhe des Vorjahres (14,248 Millionen für 1929/30 gegenüber 14,358 Millionen Mark für 1928/29).

SPD. Die zum Ruhrtrust gehörende Charlottenhütte wird wie im Vorjahr eine 14%ige Dividende ausschütten. Der Reingewinn ist mit rund 1,85 Millionen Mark gegenüber dem Vorjahr gleichgeblieben.

Roggen mehr gefragt als Weizen.

(Berliner Getreidebörse vom 17. November.)

SPD. Die Berliner Produktenbörse verkehrte am Montag in sehr ruhiger Haltung. Am Markte der Zeitgeschäfte zeigte sich für Weizen bei der Eröffnung nur leichtere Abschwächung; jedoch schwächte sich die Stimmung im Verlaufe der Börse weiter beträchtlich ab. Roggen konnte seinen Preisstand, bei allerdings nur geringfügigem Umsatz, etwas verbessern. In effektiver Ware war Weizen reichlich, Roggen knapper angeboten, da hiervon ein grosser Teil von den Mühlen im Lande aufgenommen wurde und den Berliner Markt nicht erreichte. Die Nachfrage nach Roggen war grösser als nach Weizen. Roggen konnte daher auch etwa 1 bis 1½ Mark im Preise anziehen, während Weizen im wesentlichen unverändert blieb. Mehl hatte sehr ruhigen Markt bei weiteren nachgebenden Forderungen der Mühlen. Hafer war reichlicher angeboten, konnte jedoch seinen Preisstand behaupten.

	<u>15. November</u>	<u>17. November</u>
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	249 - 250	248 - 249
Roggen	153 - 155	153 - 155
Braugerste	186 - 212	186 - 212
Futter- und Industriergerste	170 - 180	170 - 180
Hafer	141 - 151	141 - 151
Weizenmehl	29,00-37,50	29,00-37,50
Roggenmehl	24,10-27,15	24,00-27,10
Weizenkleie	8,25- 8,75	8,25- 8,75
Roggenkleie	7,75- 8,25	8,00- 8,50
<u>Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte:</u> Weizen Dezember 261½-260 (Vortag: 262), März 275 - 272½ (275), Mai 283½-281½ (284), Roggen Dezember 172 (170½), März 185 - 184 (184½), Mai 191 (190). Hafer Dezember 153 plus Geld (152), März 165 - 164 Brief (164½), Mai 175 plus Brief (174).		

Amtliche Eiernotierungen.

SPD. Preise in Pfennigen je Stück im Grosshandel: Deutsche Eier: Trinkeier, vollfrische, gestempelte, Sonderklasse über 65 Gramm 20, Klasse A 60 gr 19, Kl. B. 53 gr 17, Kl. C. 48 gr 15, frische Eier Kl. B 14½- 15, aussortierte kleine und Schmutzeier 11½. Auslandseier: Dänen 18er 19, Estländer 17er 17, 15½-16er 16, Rumänen 13-14, Ungarn 13-13½, Jugoslawen 13-13½, Polen normale 11 ¾ - 12 ¼, kleine, Mittel- Schmutzeier 10½-11½. In- und ausländische Kühlhauseier: extra grosse 14½-15, grosse 13½, normale 11-12, kleine 9½-10, Chinesen und ähnliche 10-12. Kalkeier: extra grosse 13, grosse 11, normale 9 ¼ - 10. Tendenz ruhig.

Amtliche Kartoffelnotierungen.

SPD. Amtliche Kartoffelerzeugerpreise, Berlin, je Zentner, waggonfrei ab märkischen Stationen: Weisse 1 bis 1,20, Rote und Odenwälder Blaue 1,20 bis 1,40, andere gelbfleischige Kartoffeln (ausser Nierenkartoffeln) 1,40 bis 1,65 Mark.

Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 86

Berlin, den 17. November 1930

Müttererholungsfürsorge.^x

SPD. Es mag vielleicht verspätet oder verfrüht erscheinen, in diesem Augenblick, in dem der Winter vor der Türe steht, von der Dringlichkeit und den Möglichkeiten der Müttererholungsfürsorge zu sprechen. Und doch kann nicht oft und nicht frühzeitig genug auf die Aufgaben dieses Zweiges der Fürsorge hingewiesen werden, dessen Bedeutung merkwürdigerweise erst in den letzten Jahren erkannt worden ist, und der bedauerlicherweise im grossen und ganzen über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen ist. Wir müssen trotz der Notwendigkeit, überall zu sparen, versuchen, hier auszubauen und zu fördern. Denn gerade in diesem Augenblick, in dem die Schwere des wirtschaftlichen Existenzkampfes besondere Anforderungen an die Hausfrau und Mutter stellt, in dem die Erziehung der Kinder eine tatkräftige, lebensbejahende und gesunde Mutter verlangt, in diesem Augenblick gehört die Müttererholungsfrage zu den wichtigsten Gebieten der gesamten Fürsorge überhaupt.

Dass die Erholungsfürsorge für Mütter trotz verschiedenster Ansätze noch nicht sehr weit gediehen ist, liegt in ihrem Wesen begründet. Nicht nur, weil es schwer ist, die Mutter seelisch aus ihrem Haushalt und aus der Sorge für ihre Familie so loszulösen, dass ein Ferienaufenthalt für sie wirklich zur Erholung wird, sondern weil es auch ein sehr schwieriges Problem ist, während der Zeit der Erholung für die Mütter einen Ersatz in der Familie zu schaffen. Daneben spielen selbstverständlich in einem Augenblick, in dem wir zu grösster Sparsamkeit gezwungen sind, auch die finanziellen Schwierigkeiten eine bedeutsame Rolle. Sie sind in letzter Zeit irsofern etwas verringert worden, als der Preussische Minister für Volkswohlfahrt im Einvernehmen mit dem Reichsarbeitsminister an die Spitzenverbände der freien und öffentlichen Wohlfahrtspflege und an die Obergewerkschaften einen Erlass gerichtet hat, der die finanziellen Grundlagen für die Müttererholungsfürsorge ein wenig erleichtert hat. Nach diesem Erlass können nämlich auch die Krankenkassen sich finanziell an der Müttererholungsfürsorge beteiligen, wenn diese Fürsorge unmittelbar der Verhütung von Krankheiten dient, d.h. die Krankenkassen können sich finanziell an der Erholungsfürsorge für solche bedürftigen Mütter beteiligen, die infolge ihres geschwächten Zustandes gesundheitlich bereits erheblich gefährdet sind. Trotz einiger weiterer Einschränkungen bedeutet diese Entscheidung einen grossen Schritt vorwärts, und es ist zu hoffen, dass sie der Entwicklung des nächsten Jahres einen bedeutsamen Auftrieb geben wird.

Man hat bisher zwei Formen der Erholungsfürsorge für Mütter gepflegt. Die eine Form, die Schaffung örtlicher Möglichkeiten für die Erholung, hat den Vorzug, dass sie weniger Mittel beansprucht und andererseits die Frauen nicht ganz aus ihrem Haushalt loslöst. Aber mit diesem Vorzug, der vor allem eine Entlastung der Organisation darstellt, ist ein Nachteil für die Frauen selbst verbunden. Eine völlige Erholung kann ihnen nur vermittelt werden, wenn sie ganz aus ihrer gewohnten Umgebung losgelöst und aller Sorgen für den Haushalt enthoben sind. Immerhin hat man mit dieser lokalen Erholungsfürsorge vielfach, so z.B. in Köln, gute Erfahrungen gemacht. Man wird sie besonders für geschwächte schwangere Frauen, für die ein Ortswechsel nicht in Frage kommt, wohl auch später beibehalten. Vielfach wird diese Erholungsfürsorge auch so gehandhabt, dass mit ihr eine Erholungskur für die Kinder verbunden wird,

indem die Mütter ihre Kinder mit hinausnehmen, zur Liegekur, und die Kinder in einem in der Nähe gelegenen Kindergarten tagsüber versorgt und am Abend wieder mit der Mutter heimgeschickt werden.

Ein Erholungsaufenthalt am dritten Orte, der den Frauen nicht nur physische Erholung, sondern auch seelische Entspannung und Stärkung bringt, ist finanziell schwieriger zu ermöglichen und legt andererseits die Verpflichtung auf, die Versorgung des Haushaltes während dieser Zeit in die Wege zu leiten. Eine Umfrage, in der der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in anderem Zusammenhange bei verschiedenen Städten auch feststellen wollte, ob eine Mütterholungsfürsorge für kinderreiche Mütter eingerichtet ist, zeigt, dass diese Fürsorge vielfach an der Frage scheitert, wie die Mutter während dieser Zeit zu Hause zu ersetzen ist. Aber diese Frage dürfte bei einigem gutem Willen doch nicht allzu schwer zu lösen sein. An ihrer Lösung mitzuarbeiten, ist vor allem Aufgabe der Hauspflegevereine, aber auch der Nachbarschaftshilfen, die in verschiedenen Städten eingerichtet sind, vor allem aber der Frauenorganisationen, die in der Intensivierung der Müttererholungsfürsorge eine ihrer wichtigsten und dankenswertesten Aufgaben sehen sollten.

An den Gräbern berühmter Frauen.^x

SPD. Der Herbstwind fährt durchs Land. Vorbei ist das Grünen, Blühen und Reifen der Natur. Winterliche Einsamkeiten künden sich an. Im Vorgefühl solcher Totensonntagsstimmung schweift der Blick der Erinnerung gern ein wenig hin zu jenen Stätten, wo in einsamem Grabe Persönlichkeiten ruhen; wo grosse Frauen schlafen, die einstmals Mittelpunkt weiten Interesses waren. Durch die Bücher der Geschichte, der Kunst und der Literatur gehen seit langen Zeiten ihre Namen. Ihre Gräber aber sind gar häufig einsam, sind menschen- und weltenfern.

Wer weiss wohl in unsern Tagen, wo die vielgeliebte Frau ruht, deren Kunst und Persönlichkeit einst einen Friedrich den Grossen fesselte? Die berühmte Tänzerin Barberina Campanini. Aus unbekanntester italienischer Heimat war sie gekommen; wie ein strahlender Meteor ging sie über die grossen Opernbühnen von Paris, London und Berlin. Der Preussenkönig scheute nicht diplomatische Verwicklungen um sie. Bis dann der grosse Krach mit Friedrich kam und die Ballerina des Königs mit ihrem, ihr gegen den Wunsch des Königs heimlich angetrauten Mann ins äusserste Schlesien, nach Glogau, verbannt wurde. Präsident der Regierung wurde dort der widerspenstige Kanzlersohn Coceji. Seine Frau aber liess sich gar bald von ihm scheiden, kaufte sich draussen im Lande ein paar Güter, gründete ein stilles Frauenstift und erbat sich vom König den Adel, der ihr auch zuteil wurde. In dem kleinen, weltentfernten schlesischen Dorfkirchlein zu Hochkirch ruht nun die Gräfin von Campanini. In halbverfallener Kirchengruft; kaum einer der biedereren Dörfler weiss, wer sie gewesen ist. Vor einigen Jahren stand ich an dieser Stätte. Mit den verbleichten Knochen der einstigen Königsfreundin hatten bei einer Renovierung des kleinen Kirchleins neugierige Kinder gespielt, bis dem Unfug ein Ende gemacht und der Zugang zur Gruft vermauert wurde.

Eine andere. Eine, die nicht nur ein stilles Fürstenliebchen, die vielmehr grosse Kurtisane war. Aurora von Königsmarck. Schön wie der junge Tag soll sie gewesen sein, die schwarzhaarige Mätresse jenes sächsischen August des Starken. Zwei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem sie starb. Fast sechzigjährig. In Quedlinburg im Harz, als Pröbstin des adligen Damenstifts. Ein Lebensausklang fast wie der der Barberina. Unten im Keller der Quedlinburger Domkirche steht ihr Sarg. Bis in unsre Zeit hinein war er offen. Für jedermann sichtbar lag, vom Salpetergehalt des Steinkellers geschützt, unverwest die schöne Frau im Sarge. Besucher kamen und gingen. Und wenn sie gingen, so nahmen sie nicht

selten ein kleines Netzen von der grossen Staatsrobe der grossen Frau mit. Zur Erinnerung. Bis dann vor wenig Jahren der wuchtige Sarkophag verschlossen ward. Man mochte dieser Beraubung nicht länger tatenlos zusehen.

Um fast ein Jahrhundert näher an unsre Zeit heran. Ein Ausflug ins klassische Weimar. An einem sonnigen Julitage des Jahres 1816 schloss dort Christiane Goethe, des Dichters Liebes- und Lebensgefährtin, ihre milden Augen. Sie war von kleinster Herkunft und hatte unter den grossen Damen des Hofes viele arglistige Rivalinnen. Auf dem alten Sankt Jakobsfriedhof ist ihr Grab. Weit entfernt von dem ihres berühmten Freundes und späteren Gatten, der drüben im Park, in der Fürstengruft, neben Schiller und neben dem Herzog Karl August schläft. Freilich, ganz allein ist die "Christel" auch hier nicht; ein Lucas Cranach, ein Karl Musäus haben auf diesem Friedhof ihr Grab gefunden. Auch Schiller lag einst hier; doch den holten sie später hinüber in die reputierlichere Staatsgruft. Das gehörte sich so. Aber der Christel Grab ist doch am schönsten. Rosenbäume stehen zu ihren Häupten, und im Sommer, als ich vor ihrem Hügel stand, war ein Blühen dort, lagen rote Blumen in Fülle umher; just, als wäre sie die grösste Frau Weimars gewesen.

Weimars Sommerfrische war in jenen Tagen das liebliche Ilmenau. In diesem kleinen Städtchen starb vor nun bald hundertdreissig Jahren Corona Schröter, die erste Iphigenie Goethes. Ein Vierteljahrhundert zuvor hatte der Dichter sie nach der Musenstadt gerufen, hatte als Theaterleiter und als Dichter seine Freude an ihrer Kunst gehabt. Dann war sie krank nach Ilmenau gekommen, hatte hier Erholung und Genesung von ihrem Leiden gesucht. Drüben über'n Markt, im "Sächsischen Hof", hat sie gewohnt, ist sie gestorben. Eine Tafel erinnert daran. Eine grosse Steinplatte deckt ihr Grab oben auf dem Bergfriedhof. Leyer, Fackel und Lorbeerkranz sind darauf gemeisselt. Ein Lorbeerbaum steht dahinter, daneben ein paar Fichten. Jemand hat einen Strauss weisser Nelken auf ihren Hügel gelegt. Sonst aber ist alles verwittert. Nicht viel anders als der verwitterte Stein, der auf dem oben erwähnten St. Jakobskirchhof in Weimar die Ruhestätte der jung gestorbenen Schauspielerin Christiane Becker, Goethes Euphrosyne, anzeigt.

Von Thüringens lieblichen Bergtälern nach der Weltstadt Berlin. Umbrandet vom Tempo=Trubel, etwas still für sich liegt in der Bergmannstrasse der Dreifaltigkeitsfriedhof. Mancher bedeutsame Mann hat hier seine Ruhestadt gefunden. Aber auch Frauen interessanten Angedenkens deckt der kühle Rasen. Auch Charlotte von Kalb ruht hier, die Freundin Schillers, Hölderlins und Jean Pauls, die Frau, die ein Goethe und ein Herder verehrten, und die nach einem unruhigen und keineswegs leichten Leben im Mai 1843 in Berlin im Schlosse starb. Man weiss von ihrem Leben und Lieben, kennt ihr Verhältnis zum jungen Schiller, der sie in Mannheim zum ersten Male sah und bald für sie schwärmte. Ihr Mann war Offizier, ihre Ehe unbefriedigt. Auf den grossen Schwärmer Schiller machte sie sich ernsthafte Hoffnungen, bis dann Lotte von Lengefeld dazwischentrat und alle Blütenkeime zerknickte. Jean Paul war kein voller Ersatz; ihr Mann erschoss sich; sie selbst erblindete zweiundzwanzig Jahre vor ihrem Tode. Ihr Sohn, Offizier in einem pommerschen Städtchen, schied gleichfalls freiwillig aus dem Leben. Zum Glück fand ihre Tochter am Berliner Hofe eine Stelle und übersiedelte mit der blinden Mutter dorthin. Zweiundachtzig Jahre alt war die berühmte Freundin Schillers, als man sie an einem jubelnden Frühlingstage hier bettete. Ein alter Grabstein verrät ihren Namen, trägt dazu eine sinnige Inschrift. Regenfeucht lagert Novemberluft über dem Grabe.

Die Freundin Schillers. Und wo hat dessen Gattin, wo hat Frau Lotte, geborene von Lengefeld, ihre letzte Hast gefunden? Nicht in Weimar, nicht im Schatzen der Titanen; Friedrich Schillers Witwe liegt fern am Rhein begraben. In Bonn, der Musenstadt, führte sie der Tod hinweg. Auf dem "Alten Friedhof" mit seinen mancherlei interessanten Grabsteinen verkündet einer: "Hier ruhet die Witwe Friedrich Schillers. Geb. Charlotte v. Lengefeld. Gestorben den 9. Julius 1826". Fünfzehn Jahre später wurde in das gleiche Grab auch ihr Sohn Ernst bei-

gesetzt. Auch an ihn, der schon vierundzwanzigjährig gestorben war, erinnert ein Gedenkwort: Sein letzter Wunsch war es gewesen, neben seiner Mutter begraben zu sein. Man trug diesem Wunsche Rechnung. Doch der Grabraum war zu eng; man stellte die Särge übereinander. Das hatte zur Folge, dass der schon verrotete Schrein der Mutter zusammenbrach und der des Sohnes in diesen hineinsank. — Und so ruhen sie seitdem aufs engste beieinander, Mutter und Sohn. Unweit der Fluten des Rheins, fern vom klassischen Weimar.

J.K.

Die unbekannte Mutter.^x

SPD. Der Gutsherr in Ostpreussen hat Instleute, wie der in Brandenburg und Pommern Tagelöhner hat. Den Familien dieser Instleute geht es dreckig. Schwere und lange Arbeit, dafür ein geringer Verdienst, das Deputat und eine kleine primitive, nach jeder Richtung hin ungenügende Wohnung mit eingerechnet, das ist das wirtschaftliche Fundament der Familie, die so ungefähr — auch heute noch — mit zum lebenden Inventar des allmächtigen Gutsbesitzers gehört. Die Instleute haben viele, viele Kinder; Wissen, Bildung und menschlich schönes Selbstbewusstsein sind ihnen unbekannt; das lassen diese Lebensbedingungen nicht aufkommen.

Die Empörung des ausgebeuteten, zur Hoffnungslosigkeit verurteilten Mannes macht sich in Alkoholexzessen Luft. Die mütterliche Güte wird durch Arbeit, Armut und zahllose Wochenbetten erstickt. Können Kinder, werdende Menschen auf solchem Grunde gedeihen? Und doch erwächst dort oft genug ein schöner und kulturell aufstrebender Mensch, der, in einen günstigeren Lebensboden verpflanzt, blühen und Früchte tragen könnte. Marie Szameitat, deren Schicksal Josef Maria Frank in seinem Roman "Das Leben der Marie Szameitat" ("Bücherkreis"-Verlag) schildert, ist der Typus eines solchen Menschen. Sie ist ganz hingebendes Weib — voll einer zu Anfang unbewussten Mütterlichkeit und ausgestattet mit einem starken Willen nach der Schönheit des Lebens, wie er so vielen jungen Menschen eigen ist und so oft verkümmern muss. Sie erlebt, kaum nachdem sie es als Dienstmädchen der Gutsberrschaft — das war nach ihren Begriffen schon ein gewaltiger Aufstieg — das Leben von seiner angenehmeren Seite kennen gelernt hatte, das Schicksal der unebelichen Mutterschaft. Sie erlebt es deshalb besonders hart und schwer, weil sie, vom eigenen Lebenskreis entfernt, bei ihren früheren Schicksalsgefährten nur auf naive Roheit und Hass stösst. Der Mann, zu dem ihr Gefühl sie hingezogen hatte, hat ihr in dem Augenblick, als sie mit ihm brechen wollte — um sich selbst zurückretten zu können in ihre Ehrbarkeit und frühere Ruhe —, ihr gespartes Geld abgenommen und zugleich Gewalt angetan. Er ging in die Grosstadt zurück, ohne darüber nachzudenken, was er ihr seelisch angetan, und welche physischen Folgen eingetreten waren. Die Gesellschaft sieht Mutterschaft dieser Art als Makel an; man glaubt mit Stolz, Marie eine Wohlthat zu erweisen, wenn man dem "gefallenen Mädchen" — das aus einer den Damen unbegreiflichen Scheu den Vater des Kindes nicht nennt — dieses Kind abnimmt.

Dann kommt die Grosstadt. Hier kann die "Schande" untergehen. Der Mann aber, der Vater des Kindes, ist das Schicksal der Marie Szameitat. Noch sind die Wunden nicht ganz vernarbt, die er ihr in naiv roher Weise zugefügt hat. Wer kennt die Gesetze der opfervollen Hingabe, die nun schon bewusst das drohende Unglück der Mutterschaft erkennt und doch nicht anders kann, weil gerade dieser Mann ihr das Blut erregt und sie zur Hingabe zwingt. Standesamt und eigene Wohnung, gütige verstehende Menschen, die dazu helfen, die Mutterschaft als Glück zu empfinden — das ist nur eine ganz kurze Etappe ihres Lebens. Es zeigt sich die tückische, sich in Krämpfen, Charakterschwäche, Brutalität und Alkoholexzessen austobende Krankheit des Mannes. Es kommt eine Mutterschaft

nach der anderen, die die seelische und körperliche Energie verbraucht. Dazu Arbeit. Zuerst Nebenverdienst, um zu sparen. Dann Nebenverdienst, weil die Kinder es brauchen, schliesslich Arbeit um des Lebens willen und um jeden Preis. Die Frau ist der Erhalter der Familie. Und - optimistisch und strebend - arbeitet sie stets für den materiellen Unterbau einer glücklicheren, sorgenloseren Zukunft. Stets, wenn sie das durchschritten zu haben glaubt und wieder zur Höhe strebt, wird ihr von ihrem Verhängnis - das Mann heisst und Vater der Kinder - ihr kurzer Hoffnungsschimmer ausgelöscht. Dabei - man sieht, wie die Frau an ihrem Motterschicksal wächst und erstarkt, man sieht, wie die Grossstadt mit ihrem Jammer, aber auch mit ihren tausend Möglichkeiten für solche Frauen, sie zum Charakter schmiedet: Sie gibt den Mann auf um der Kinder willen. Seine unseelige Krankheit, die ihn zum Alkohol treibt, hat ihn zum Dieb und zu Schlimmerem werden lassen.

Trotzdem Marie Szameitat diesen Lebenskampf mit unerhörter Zähigkeit führt geht sie zu Grunde. Muss sie zugrunde gehen an diesem Manne, der ihr Verhängnis war von Anfang her, an ihrer grossen, wahren Mutterliebe, die um der lebenden geliebten Kinder willen nicht mehr das Kind des vertierten Mannes zur Welt bringen will - und an dem Gesetz, das von hochmütigem, unverständlichem Menschengeist ersonnen ist, das keine Rücksicht nimmt auf das Frauenschicksal.

Erschüttert legen wir das Buch beiseite und fragen uns: Lohnt es sich, um die Macht zu kämpfen, durch die allein Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit eine Stätte der Wirksamkeit erhalten können? Ja, es lohnt sich um der Frauen willen, um das Heer der namenlosen Mütter, die der Dichter in der Heldin dieses guten Buches verkörpert hat. Es ist der Roman der Frau und unsrer Zeit.

Marie Juchacz.

Der Kinderwagen.^x

SPD. Täglich färben sich die Gärten gelber. Es war bald die Zeit, in der die Nachtfrost einsetzten, um das letzte Zerstörungswerk zu vollenden. Blumen und Kraut fallen zusammen und mischen sich mit dem faulenden Laub unter den Sträuchern. Die nackte schwarze Erde wird sichtbar wie bei einem frisch aufgeworfenen Grabe.

Wenn Emma, auf einen Laut horchend, das Gerassel der Nähmaschine anhielt, fiel ihr Blick auch zufällig auf die Gärten. Sie beobachtete ohne Interesse das tägliche Verfärben und Niedersinken der Natur und war nur verwundert, dass es so still um sie geworden war. Wieder einmal hatte sie geträumt und hatte, während sie an Vergangenes dachte, die Wirklichkeit vergessen. Oft schlich sie auf Zehenspitzen nach der Wohnungstür und sah durch das Guckloch auf die Treppe hinaus. Das dunkle, hässliche Treppenhaus war leer, oder es kam gerade irgend ein gleichgültiger Mensch, der wie Emma unbekannt in dieser Mietskaserne wohnen mochte, die abgewetzten Stufen herauf und ging an ihrer Türe vorüber.

Dann beugte sich Emma stumm seufzend wieder über die Heimarbeit herab, und die Maschine begann von neuem ihr endloses Rasseln. Auch ohne den Blick auf die Gärten versuchte die Näherin, sich vorzustellen, wie es noch vor einigen Wochen gewesen war, vor einigen Monaten. Eine grüne Welle sommerlicher Pracht hatte sich hier am Rande der Stadt in die Weite gestreckt. Die dürftigen Lauben, die jetzt nackt und schwarz überall in den Gärten hervortraten, waren grün übersponnen. Menschen wirtschafteten mit freudiger Geschäftigkeit zwischen den Beeten. Sie selbst war von einer solchen Welle des Glücks getragen worden; ihr Leben hatte einen Inhalt besessen. Weiter durfte Emma diese Gedanke nicht ausspinnen, nicht etwa bis zum Mai und Juni zurück, als noch die Bäume in weisser Blüte prangten und Rosen- und Akazienduft bis in das geöffnete Fenster ihres kleinen Mansardenheims hereinströmte. Vogelgezwitscher und helles Kinderlachen

war um sie her. Die Maschine rasselte: stopp! stopp! es ist genug mit dem Denken. Emma hatte schon Erfahrung in der Hingabe an ihren Schmerz; nur bis zu einem gewissen Grade durfte sie ihn gewähren lassen. Es kam vor, dass der Schmerz sie trotzdem bezwang und ihr Kopf hinübersank auf die zarten Stoffe der Kleider, die sie nähte, und die Tränen die seidigen Farben befleckten. Als sie einmal einen solchen Schaden angerichtet hatte, war er ihr bei der Ablieferung der Ware vom Verdienst abgezogen worden, und sie hatte eine ganze Woche hindurch umsonst gearbeitet.

Emma sah aber doch wieder auf die Gärten hinaus. Ihre Hand zitterte, als sie den Stoff aufnahm. Ihr Auge suchte schärfer den Gegenstand zu erfassen, der dort in einem der Wege vor einem Zaun stand. Es war ein weissgestrichener Sport-Kinderwagen, ein kleiner mit tiefem Boden, wie sie ihn selbst einmal besessen hatte. Die Heimarbeiterin sah sich erschreckt um. Schrie da nicht das Kind...? Im nächsten Moment hatte sie sich wieder in der Gewalt. Eifrig rasselte die Maschine eine lange Naht herunter. Sie blickte wieder nach den Gärten hinab, wo noch immer der Kinderwagen stand.

Die junge Frau stand auf; der Kinderwagen erfüllte sie mit namenloser Unruhe. Scharf beobachtete sie, was da draussen geschah: kein Mensch war in den Gärten, keine Mutter, der dieser Wagen gehörte. Warum blieb die Frau die ganze Zeit aus? Man lässt doch ein Kind nicht allein mitten im Freien!... Der Himmel war von grauverhängten Wolken verdeckt, die der Wind vor sich her jagte. Manchmal schlug dünner Regen an das Fenster. Auch in den Gärten zauste der Wind die Bäume, und das Laub am Boden wurde von seinem harten Griff aufgewirbelt.

Emma war schon aufgestanden und hatte ein Tuch über die Schultern geworfen. Sie lief schnell die Treppe hinab und sprang über die Pfützen des unpflasterten Weges. Das Tor vor den Gärten stand offen, und hinten fast am Ende stand der Kinderwagen. Der Regen mischte sich mit dem Schweiss auf ihrer Haut und rann ihr im Gesicht herab. Sie fühlte es nicht. Sie hetzte die Gärten entlang. Wenn nur das Kind nicht nass werden würde! Als Mutter wusste sie ja, was es zu bedeuten hat, wenn ein solch zartes, kleines Wesen sich erkältet.

In diesem Augenblick vergass die Frau, dass sie das eigene Kind, ihren kleinen, hübschen Jungen, vor zwei Monaten durch den Tod verloren hatte. Er war an Diphtherie gestorben, obwohl er hier draussen die beste Luft, die beste Pflege gehabt hatte. Aber was gilt ein Kinderleben in der Grosstadt, wo täglich, stündlich, in jeder Minute ein Kind neu geboren wird! Was gilt ein vaterloses, ein uneheliches Kind! Hysterisch lachte das junge Weib auf. Jetzt würde sie das Kind wieder erhalten; es stand ja hier draussen im Wind und Regen. Wie hatte sie es nur so lange vermissen können! - -

Emma stürzte mit erhobenen Händen an den Wagen. Ihr Umschlagetuch flatterte wie ein schwarzer Flügel über ihr. Doch ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sie in das Innere des kleinen Kindersportwagens blickte. Der Wagen war leer. - - Ihre Hände tasteten wie suchend das zerrissene Polster ab und wühlten in den grauen Seegrasfasern, mit denen es ausgestopft war.

So fand sie zu späterer Stunde ein Kleingartenbesitzer, der seine Kaninchen im Stalle noch füttern wollte. Die Frau sass mitten im Schmutz des aufgeweichten Gartenweges und hielt den kleinen, weggestellten Wagen auf ihrem Schooss, während sie mit ihrem Tuche das Innere schützte. Auf sein Fragen und Rütteln antwortete Emma nur mit einem irren Kichern.

Friedrich Watteroth.

Gleichnis von der Kohlsuppe.^x

Aus den "Gedichten in Prosa" von Turgenjew.

SPD. Der einzige Sohn einer alten Witwe, einundzwanzig Jahre alt und der beste Arbeiter im Dorfe, war gestorben. Die Besitzerin dieses Dorfes, die Gutsherrin, hörte von dem Kummer der Frau und beschloss, sie am Tage des Begräbnisses noch zu besuchen. Sie traf sie daheim an. Die Frau stand in der Mitte ihrer Hütte vor dem Tische und schöpfte ohne Hast mit gleichmässiger Bewegung mit ihrer rechten Hand (die Linke hing schlaff herunter) aus einem rauchgeschwärzten Topfe eine dünne Kohlsuppe, von der sie einen Löffel nach dem andern schluckte.

Vergrämt und trübe war das Gesicht der Alten. Ihre Augen waren gerötet und geschwollen... aber sie hielt sich aufrecht und gerade wie in der Kirche.

"Gott!" dachte die Dame, "sie kann in einer solchen Minute essen. Wie roh empfinden doch alle diese Menschen!" Dabei erinnerte sich die Dame, wie sie selbst vor einigen Jahren, als sie ihr dreiviertel Jahre altes Töchterchen verlor, darauf verzichtet hatte, eine prächtige Villa bei Petersburg zu mieten, und den ganzen Sommer in der Stadt verlebt hatte!

Die Alte aber fuhr fort, ihre Suppe zu löffeln.

Schliesslich verlor die Dame die Geduld. "Tatjana!" rief sie. "Um Himmelswillen! Ich muss mich doch sehr wundern! Ja - hast du denn deinen Sohn garnicht geliebt? Wie ist es nur möglich, dass du nicht einmal deinen Appetit verloren hast! Wie kannst du nur Kohlsuppe essen!?"

Leise erwiderte die Alte: "Mein Wassja ist tot". Und wieder rollten schmerzliche Tränen über ihre eingefallenen Wangen. "Das bedeutet, dass auch mein Ende gekommen ist. Den Kopf haben sie mir abgerissen - bei lebendigem Leibe. Deswegen kann ich doch aber die Kohlsuppe nicht fortschütten - es ist doch Salz daran!"

Die Dame zuckte nur die Achseln und ging fort. Für sie war ja Salt eine so billige Sache.

(Uebertragen von Kurt Miethke.)

SPD. Mark Twains Kravatte.^x Mark Twain, der bekannte amerikanische Humorist, verwandte recht wenig Sorgfalt auf seine Kleidung. Eines Tages stattete er seiner Nachbarin, Frau Harriet Beecher-Stowe, der Autorin von "Onkel Toms Hütte", einen Besuch ab. Als er nach Hause zurückkam, empfing ihn seine Gattin mit Vorwürfen: "Deine Liederlichkeit übersteigt alle Grenzen! Du warst bei Mrs. Stowe ohne Kravatte." - Mark Twain begab sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Schlafzimmer. Nach einer Weile kam er mit einem kleinen Päckchen heraus und befahl dem Diener, das Päckchen auf der Stelle der Nachbarin zu bringen. In dem Päckchen lagen die Kravatte und ein Brief mit folgendem Inhalt: "In diesem Augenblick erfahre ich von meiner Gattin, dass ich bei Ihnen eine halbe Stunde lang ohne Kravatte gesessen habe. Anbei meine Kravatte. Ich bitte Sie, diese eine Weile lang anzusehen und dann wieder zurückzuschicken. Es ist die einzige Kravatte, die ich besitze."

SPD. Vorteilhafte Veränderung.^x Eines Abends sagt die junge Frau zu ihrem Gatten: "Ich finde, du hast dich sehr verändert gegen früher!"

"Zu meinem Vorteil?"

"Bestimmt zu deinem Vorteil! Früher brachtest du mir jeden zweiten Abend Pralinen mit!"

Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S.P.D.

Berlin, den 17. November 1930.

Antike Kunst.^x

SPD. Leesbody, der Chefeinkäufer des jüngeren Morgan, war Sachverständiger für alte Rahmen. Er hatte eine Liste verschiedener Formate; die entsprachen den Bildern, die sein Kollege Gynsberg - aber ohne "Rahmen aus der Zeit" - erstanden hatte. Gynsberg war der Sachverständige des jüngeren Morgan für alte Bilder.

Leesbody zückte einen Zollstock - zusammenklappbar aus zartem Aluminium - und widmete sich intensiv der Abmessung einiger Gemälde.

"Ist verstehe Sie nicht!" sagte der Fürst indigniert. - "Ich kann keins der Bilder verkaufen, denn sie sind als nationale Kunstdenkmäler in die Listen der Stadt Florenz eingetragen."

Leesbody nahm weiter Mass und sonst keine Notiz von der Einrede. Schliesslich meinte er: "Sire, ich lasse Ihre Bilder unangetastet. Ich will nur diesen einen Rahmen! Er hat 3 mal 58 Zoll lichtet Aussenmass. Er passt wundervoll für den Tiepolo!"

"Sie meinen den Ribera!" sagte der Fürst, etwas betroffen von soviel Unkenntnis.

"Den Tiepolo!" beharrte Leesbody. "Ich meine jenes Bild, das in diesen Rahmen erst hineinkommen soll."

Der Fürst seufzte, was bei seiner Grösse und gerade in der Gemäldehalle recht merkwürdig war. "Es ist leider auch mit dem Rahmen nichts. Mr. Leesbody, denn auch der Rahmen ist eingetragen und unverkäuflich."

"Leesbody verneinte. "Der Rahmen ist zufällig sogar sehr gut verkäuflich", lächelte er und ergänzte: "Ueberdies bleibt es unter uns. Niemand wird es erfahren. Pignietti bringt die Sache in Ordnung. Denn Pignietti vermag jeden Rahmen so vollkommen zu kopieren, dass selbst der Kenner den Unterschied nicht wahrzunehmen vermag!"

Es währte vierzig Minuten und kostete ausser der Mühe achtzigtausend stabilisierte Lire; dann sagte der Fürst: "Ja!" Er liebte in solchen Fällen die knappe Sprache. -

Nachmittags wurde der Rahmen ohne das Bild des Ribera, von dem kein Kenner ahnte, dass es eine Kopie war, zu Pignietti gebracht. Der Meister betrachtete den wundervollen Rahmen lange und wohlgefällig, desgleichen von allen Seiten. Dann befestigte er ein kleines Bändchen an der Schnitzerei des oberen Teils. Leesbody nickte. "Das ist unumgänglich nötig, Sire!" belehrte er den Fürsten. "Denn wenn die Kopie des Rahmens vollendet ist, vermag man sie überhaupt nur noch dieses Kennzeichen vom Original zu unterscheiden!" -

Drei Wochen waren vergangen. Leesbody und der Fürst gingen wieder zu Pignietti. Der Meister wischte sich den Schweiss seines Angesichts in ein trübes Tuch. Mit grösster Umständlichkeit holte er dann zwei Rahmen hervor. Dort, wo das Kennzeichen des Originals befestigt war, trugen beide Rahmen eine Papierhülle. Der Meister lächelte. Er stellte beide Rahmen nebeneinander und bat, die Kopie vom Original zu unterscheiden.

Leesbody ging kurz entschlossen vor. Er hob den einen, dann den anderen Rahmen; er betrachtete jeden sehr genau, er bewaffnete dann seine Augen mit Lupe, die er einem niedlichen Necessaire aus grünem Chagrinleder entnahm. Dann

verglich er alle Details. Beide Rahmen hatten den gleichen matten Ton, die gleichen abgeschabten Stellen; genau an der gleichen Stelle genau die gleichen Löcher des Holzwurms. Halt! Da - war ein kleines Stückchen fehlerhaft - aber dasselbe Eckchen fehlte auch beim anderen Rahmen - und die Bruchstelle selbst war an beiden vom Alter ganz gebräunt....

Der Meister lächelte. Leesbody wollte raten. Er riet fehl. Da nahm der Meister die Papiermanschette ab und wies auf den echten Rahmen. Der Fürst war belustigt und beruhigt: kein Kenner konnte ahnen, dass der falsche Ribera der fürstlichen Galerie auch in einem falschen Rahmen hing. -

Leesbody bezahlte dem Fürsten die achtzigtausend stabilisierten Lire. Der Fürst bezahlte Pignietti - nicht ohne Herunterzuhandeln - zehntausend für den Rahmen. Dann hängte der Fürst den Pseudoribera im frisch gemalten alten Rahmen in seiner Galerie auf. Leesbody steckte in den Originalrahmen ein modernes Bild, strich den Rahmen mit sofort lösbarer Farbe "auf neu" an und reiste ab: neue Bilder und neue Rahmen sind ausfuhrfrei. -

Allen war geholfen. Leesbody, dem Fürsten, dem jüngeren Morgan. Gynsberg freute sich, dass der von ihm entdeckte Tiepolo endlich einen würdigen Rahmen gefunden hatte.

Und dann freute sich Pignietti. Er hatte Chaleundon nach Paris telegraphiert. Chaleundon, der Stolz der Pariser Antiquitätenhändler, eilte herbei. Pignietti zeigte ihm einen antiken Rahmen: 33 x 58 Zoll lichtet Mass... Und: garantiert "aus der Zeit!!" Das war der wirklich echte Rahmen - denn Pignietti hatte - zwei Kopien angefertigt.

In der Sammlung des jungen Morgan merkte niemand, dass der wundervolle Tiepolo lediglich in der Kopie eines alten Rahmens hing: Oh nein! Man merkte noch nicht einmal, dass auch der echte Tiepolo nur - na, sagen wir einmal: aus der Schule des Meisters stammte....

Frank Arnau.

St.Martin, St. Nikolaus und Christoph.^x

SPD. Die meteorologische Wissenschaft neigt, je länger je mehr, zu der Annahme, dass bestimmte Kalenderzeiten des Jahres eine Vorliebe für eine alljährliche oder doch fast alljährliche Wiederkehr der gleichen Witterung zeigen. Die zweite Dekade des Mai bringt die berühmten "Eisheiligen"; um Mitte Juni findet der grosse und langdauernde Kälterückfall der "Schafkälte" statt (im laufenden Jahre hat er zum erstenmale seit Jahrzehnten gefehlt); ebenso findet ein recht kräftiger Kälterückfall gegen Mitte Februar, ein schwächerer gegen Mitte März statt. Andererseits gibt es Wärmerückfälle in den meisten Jahren in der zweiten Septemberhälfte (der berühmte "Altweibersommer") und in geringerem Grade gegen Ende November, in stärkerem in der ersten Dezemberhälfte. Erhöhte Regen neigung besteht vor allem Mitte Juni, etwas weniger um die Wende des Juli-August, erhöhte Neigung zu Schneefällen in der ersten Februarwoche, zu Stürmen in der ersten und letzten Dezemberwoche usw. Dass man schon in früheren Jahrhunderten solche Beziehungen zwischen Kalender und Witterung erkannt hat, beweisen die allbekanntesten "Bauernregeln". Viele von ihnen sind ausgesprochen unsinnig und beruhen zum Teil geradezu auf Aberglauben (so besonders die bekannteste, die an den Siebenschläfertag anknüpft). Aber eine nicht kleine Zahl zeugt doch von tiefer Einsicht und schärfster Naturbeobachtung, und man darf vor der darin aufgestapelten Volksweisheit - ungeachtet mancher Auswüchse und Naivitäten - einen ehrlichen Respekt empfinden.

Wenn nicht alles täuscht, bestehen solche Zusammenhänge mit Wettereigentümlichkeiten gewisser Kalenderperioden auch bei manchen Volkssitten und christl.

lichen Festen. Die christlichen Feste sind ja zum erheblichen Teil aus altgermanischen Naturfesten hervorgegangen, richtiger gesagt: ihnen aufgepfropft worden. Nicht ausschliesslich, aber doch weitaus in erster Linie zeigt sich dieser Zusammenhang bei den altheidnischen Wotanfeste. Wotan war ja nicht nur der Götterkönig, sondern auch der Wettergott der Germanen. (Lediglich für das Gewitter gab es einen eigenen Gott, den Donar.) Vor allem war Wotan der Gott der Stürme und als solcher der "Wilde Jäger", der oft genug die Lüfte durchbraust.

Nun wurden von den heidnischen Germanen die drei wichtigsten Wotanfeste am 11. November, 6. und 25. Dezember gefeiert. Gerade diese Tage haben sich bis auf die Gegenwart erhalten, wenn auch in christianisierter Form, indem christliche Gestalten den alten Heidengott verdrängt haben. Am 11. November und an seinem Vorabend wird der Heilige Martin verehrt, der vor allem am Niederrhein Gegenstand der Verehrung durch ein köstlich gemütvolltes Kinderfest geworden ist. Das zeigt die berühmte "Martinsgans" noch deutlich an. Diese Tiere wurden einst an diesem Tage mit Vorliebe dem Wotan als Opfer dargebracht. Am 6. Dezember und an seinem Vorabend haben wir das Nikolausfest, das noch heute in manchen Ländern z.B. Holland, aber auch in manchen Gegenden des deutschen Sprachgebiets, das Hauptfreudenfest der Kinderwelt ist. Und was eine kluge Kulturpolitik der alten christlichen Missionare einst im heidnischen Germanenland aus dem 25. Dezember gemacht hat, der vor 1½ Jahrtausenden noch der Tag der Winter-Sonnenwende (Julfest) gewesen ist, bedarf nicht erst der Darlegung. Der grösste Teil unserer Weihnachtssitten, die Äpfel und Nüsse, die Lebkuchenfiguren, die Mispeln in England, das Tannengrün in Deutschland usw. zeigen die alten Zusammenhänge mit dem Heidentum noch ebenso unverkennbar wie der gute alte Weihnachtsmann, der schon in seinem Aeusseren die Gestalt des ruhelosen "Wanderers" Wotan, des Sturmgottes, bewahrt hat, und dessen Namen Niklas und Ruprecht sowohl die Beziehung zum Heiligen des 6. Dezember wie zum "ruhmprächtigen" (honotpercht=Ruprecht) höchsten Gotte der Germanen unverhüllt zu Tage treten lassen.

Der Grund, warum die drei Kalendertage des 11. November, 6. und 25. Dezember (in verhältnismässig rascher Folge) zu Festen des höchsten Gottes Wotan und infolgedessen später zu besonders bedeutsamen christlichen Feiertagen geworden sind, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, dass jene drei Kalendertermine im Ablauf der normalen Winterwitterung Deutschlands in der Tat verhältnismässig recht häufig eine charakteristische Sonderstellung einnehmen. Der 11. November ist im langjährigen Durchschnitt in Deutschland der Tag des ersten Schneefalls, und er war es vor 1½ Jahrtausenden ebenfalls, weil damals ein Unterschied zwischen dem Julianischen und Gregorianischen Kalender noch nicht bestand. Der Rückenschluss liegt nahe, dass unser Martinfest ursprünglich nicht anderes war als ein "Fest des ersten Schneefalls". Der Meteorloge Dove hat einmal das Wort geprägt, die ersten Schneeflocken in Deutschland fielen mit den Federn der Martinsgans. Unbewusst hat er hier einen richtigen kulturhistorischen Zusammenhang enthüllt; nur muss die Formel umgekehrt lauten: die weissen Federn der Martinsgans fielen am 11. November, weil ungefähr auch an diesem Tage nicht selten die ersten Schneeflocken fallen. Der Vorgang im menschlichen Haushalt ahmte gewissermassen das Naturereignis nach, und gerade aus diesem Grunde war die Gans das bevorzugte Opfertier des 11. November für den Gott Wotan. Der "Schimmelreiter" Wotan, der sich in den niederrheinischen Kinderfesten in den "Schimmelreiter St. Martin" verwandelt hat, erinnert gleichfalls ganz offensichtlich an den in der Schneewolke daherfahrenden Wettergott, und noch heute heisst es vielfach, wenn es am 11. November schneit: Märten kommt auf einem Schimmel geritten!

In den vorhergegangenen Abschnitten wurde auf die auffällige Sturmhäufigkeit der ersten Dezemberwoche hingewiesen. Es ist also ohne weiteres verständlich, warum auch ein Tag dieser Periode, der 6. Dezember, als Wotanst fest erkoren wurde, aus dem dann der Nikolaustag geworden ist. Aehnlich reich mit Stürmen

ausgestattet ist aber von jeher die Weihnachtszeit. Die gewaltigen Weihnachts- und Neujahrssturmfluten der Nordsee genossen seit Jahrhunderten einen besonders traurigen Ruf (die Riesenkatastrophen der Weihnachtszeiten 839, 1277, 1717, 1720, 1894 u.a. sind bis heute noch in ihren umgestaltenden Wirkungen auf die Küsten zu erkennen). Und wenn einst in den "Heiligen Zwölfen" die höchste Feierzeit der Germanen war, in der kein Rad sich drehen, kein Wagen sich bewegen durfte, selbst das Spinnrad ruhen musste, so geschah es nicht nur, weil in den 12 Tagen der Sonnenwende die Sonne beinahe still stand, sondern auch deshalb, weil gleichzeitig der "Wilde Jäger" in Gestalt des Wintersturms die schweigende Erde so oft völlig beherrschte. - Jedenfalls kann es schwerlich ein Zufall sein, dass die beiden höchsten Wotanfeste des 6. und 25. Dezember, die bei uns heute die Freudenfeste des "Knecht Rupprecht" geworden sind, gerade mit den Haupt-Sturmzeiten des Jahresablaufs zusammenfallen, während andererseits das Wotanfest am 11. November den Zusammenhang mit dem alten "Schimmelreiter" selbst in den Volkssagen und Volkssitten unverkennbar verrät. Die christlichen Heiligen St. Martin und St. Nikolaus, in deren Lebenslauf sonst nichts zu finden ist, was sie unserm Zeitalter interessant machen könnte, danken ihre hohe Popularität bei der Kinderwelt unsrer Tage lediglich dem zufälligen Umstande, das ihre Kalender-Gedenktage mit den alten heidnischen Wotanfesten zusammenfielen, die ihrerseits auf besonders sinnfällige Epochen der Herbst- und Winterwitterung angesetzt worden waren.

Professor Dr. R. Hennig (Düsseldorf)

Die Spinne.^x

SPD. Hinten am Kirchhofe vor der grauen Steinmauer, vor der eine Reihe Lebensbäume grünte, sass ein Knabe zusammengekauert und spielte mit Steinen im Sande. Ephau umrankte die Stätte, an der er kniete. Ueber und über war die Mauer von Grün umspinnen.

Zwischen zwei Grabkreuzen aufgespannt, schaukelte ein grosses weisses Spinnennetz, und an den dünnen Fäden lief eine Spinne hastig auf und nieder. Als der Knabe nach einer Weile von der Erde aufblickte, sah er die Spinne unbeweglich mitten im Netze hocken. Ihre Füsse waren eng an dem herzförmigen Unterleib zusammengebogen. Auf dem Rücken war ein deutliches weisses Kreuz....

Herbstnachmittag... überall Leben, Leben, Bewegung... Ueber die Hände des Knaben krochen rötliche Marienkäufer. Er zählte die schwarzen Punkte auf ihren Rücken und liess sie vom Finger wieder fliegen. Zitronenfalter gab es in Hülle und Fülle. Sie flatterten um die Kletterrosen der Gräber. Einen hätte er beinahe gefangen. Aber der Falter entwischte ihm zwischen den Fingern, und nur ein bisschen Staub blieb an seinen Nägeln.

Was es doch in der Erde für merkwürdige Geschöpfe gab! Lange, eilfüssige schlangenartige Tiere. Oder da! Die Libelle; und wieder vierflügige Gesellen mit länggebogenen, absonderlich komischen Beinen. Hummelgebrumm, Wespen, Fliegen: grüne und blaue, Ein- und Zweidecker.

Mit dem Gesumm der Insekten mischte sich jetzt ein lauterer Brummen. Waren es die Glocken? Wen trägt man wohl jetzt hinaus? Eine Trauer überkam den spielenden Knaben, als hätte er gewusst, was Sterben ist.

Plötzlich zitterte sein Herz. Was sein Auge sah, trieb ihm alles Blut aus den Adern.

Vor ihm in dem grossen Spinnennetze hatte sich eine grüne Fliege gefangen. Wie ein Raubvogel stürzte sich die Kreuzspinne aus einer Ecke auf die Gefangene herab. Ehe der Knabe einen Gedanken fassen konnte, war der grüne Panzer grau eingesponnen wie in dichte Maschen.

Die Glocke summte nicht mehr. Nur ein lautes, verzweifelttes Summen kam aus

dem Spinnennetz. Bis es leiser und leiser wurde und endlich ganz verstummte.

Dann sass die dicke graue Spinne im Netz und liess sich von der Sonne bestrahlen.

Der Knabe schlug sie herunter und grub sie in die Erde. Dann lief er davon, als hätten die Gräber seinem armen Gehirn plötzlich ihr Geheimnis aufgetan.

Walter Meckauer.

Der Tod im deutschen Sprichwort.*

SPD. Das furchtbare Erleben des Todes hat die Phantasie des Menschen seit jeher beschäftigt. Sprache, Kunst, Musik, religiöse und kultische Formen zeigen mannigfache Einwirkungen dieses Erlebens. Besonders die Sprache hat zahlreiche Ausdrücke geprägt, die sich auf den Tod beziehen.

Da wundert sich jemand des Todes, d.h. so sehr, dass er gleich des Todes sein könnte. Da flucht jemand "Tod und Teufel!" und will damit die beiden schlimmsten Mächte anrufen, die der Mensch kennt. "Ich hab's in den Tod hinein vergessen," sagt man, wenn die Erinnerung vollkommen ausgelöscht ist. Hans Sachs sagt einmal: "Du wäst ein Bot' gar gut zu schicken nach dem Tod; du kämst nicht bald." Ein andres Wort spricht die unbestreitbare Tatsache aus, dass man nur einen Tod sterben kann, während man andererseits wieder von jemandem behauptet, er sterbe tausend Tode, um die ganze qualvolle Todesart anzuzeigen. Goethe lässt Klärchen im "Egmont" singen: "Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele, die liebt."

Da läuft einem der Tod übers Grab, wenn einem ein Schauer über den Rücken läuft. Der Kranke auf dem Sterbebette ringt mit dem Tode. In diesem Ausdruck lebt genau wie in dem Worte Todeskampf die mittelalterliche Vorstellung vom Tode als von einem Knochen- und Sensenmann, der kommt, um sich sein Opfer zu holen, es jedoch nicht ohne Ringen und Kampf erlangen kann. Dass der Tod umsonst sei, wie ein andres Wort sagt, wird heute mit dem Hinweis auf die hohen Bestattungs- oder Einäscherungskosten bestritten. Das Wort "Er führt einen Kampf auf Leben und Tod" will die Härte des Kampfes ausdrücken. Die ganze Erbitterung des Lebenskampfes spricht aus dem Worte: "Des Einen Tod ist des Andern Brot" - ein Aort, das im Französischen in besonderer Anwendung auf den Tod eines Königs lautet: "Der König ist tot; es lebe der (neue) König!"

Auffällig und nicht ohne weiteres verständlich ist die Redewendung "Aussehen wie der Tod von Ypern". Sie war in manchen Gegenden Deutschlands bis vor etwa hundert Jahren verbreitet, ohne dass ihre Herkunft bekannt gewesen wäre. Man wollte damit ausdrücken, dass jemand aussehe wie ein Mensch, der kurz vor seinem Tode stehe. Der Literaturhistoriker Vilmar erklärt, am Anfange des vorigen Jahrhunderts sei diese Wendung in Niederhessen ausserordentlich gebräuchlich gewesen, um das totenbleiche Aussehen eines Menschen, z.B. eines Kranken, der im letzten Stadium der Schwindsucht stehe, zu bezeichnen. "Sie galt"; so schreibt er, "als ich sie in meiner Kindheit vernahm, für altherkömmlich, indem man erwähnte, dass die Gefangennahme hessischer Truppenteile in Ypern 1793 das alte Sprichwort habe wahr machen müssen." Der Ursprung dieser sprichwörtlichen Wendung wird auch durch diese Mitteilung Vilmars nicht klar. Vielleicht ist die Annahme richtig, dass ein zur Erinnerung an die furchtbare Pest aufgestelltes Totenbild den Anlass zu dieser Formulierung gegeben habe. Es sei darauf verwiesen, dass bei allen diesen an Stadtmauern oder andern Stellen abgebildeten Totengestalten die Sensenmänner am auffallendsten waren. Auch die in Nordwestdeutschland gebräuchliche Wendung "Er süht ut as de Abt von Lübeck" geht auf solche Todesbilder zurück. Man denke etwa an die Totentanzdarstellung in der Lübecker Marienkirche. Ebenso hat die schweizerische Redensart "aussehen

wie der Tod von Basel" keinen andern Ursprung als den Totentanz, der in Freskenart auf die Stadtmauer gemalt war, mit ihrer Zerstörung jedoch verschwunden ist. Ueberhaupt haben wohl die vielfach in deutschen Landen vorhandenen Totentanzdarstellungen solche Wendungen auch noch an andern Orten entstehen lassen. Die bekanntesten dürften freilich die sein, die sich an Ypern, Lübeck und Basel knüpfen, weil diese Orte Knotenpunkte des Handelsverkehrs waren und so ihre Eigentümlichkeiten durch die sie besuchenden Kaufleute in alle Lande verbreiteten.

Der Tod von Ypern war übrigens auch als der Tod von Flandern im Sprachgebrauch. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass Flandern Durchgangsland für fast alle Kaufleute war und hier leider oft genug die Pest, der schwarze Tod, eingeschleppt wurde, so wird auch diese Redewendung leicht verständlich. In neuester Zeit, als der Bergsport aufkam und zahlreiche Opfer forderte, entstand dann auch das Bild vom "weissen Tode" in Schneemassen und Gletschern.

Wie sehr ernst das Volk es meinte, wenn es vom Tode sang, zeigt das alte Lied "Ist ein Schnitter, heisst der Tod". Wie scherzhaft aber auch wieder der Tod verspottet wurde, sehn wir u.a. in Lessings studentischem Trinkliede, das mit den bekannten Versen beginnt:

Gestern, Brüder, könnt mir's glauben,
Gestern bei dem Saft der Trauben,
Bildet euch mein Schrecken ein,
Kam der Tod zu mir herein.

In diesem Gedichte schildert Lessing, welche Frist zu leben der Tod ihm einräumt:

Lebe, bis du satt geküsst
Und des Trinkens müde bist!

Aus dieser Zusicherung zieht der junge Dichter die humoristische Schlussfolgerung, dass er dann unsterblich sein müsse. Selbst das scherste Erleben des Menschen, der Tod, ist also auch scherzhafter Betrachtung unterworfen und verliert damit seine Schrecken.

Dr.Karl Müller.

Nebel im Land.^x

SPD.Nebel liegen im Land. Grau und verhüllend. Frühwinternebel. Nass und gefährlich sind die Strassen, unsicher und gedrückt die Menschen. Zehn, zwanzig Schritte weit sieht das Auge; dann verlieren sich Gestalten und Dinge im Nebel. Lösen sich auf. Oder kommen wie Gespenster daraus zum Vorschein. Nebel liegt zwischen uns; Nebel trennt uns. Wir sehen uns nicht wie sonst; wir sehen uns nicht so, wie wir uns sehen könnten.

Es ging ein Mensch einsam in Nebel und Dämmerung durch einen Wald, seinen Bruder zu besuchen. Seine Augen brannten in das Ungewisse vor ihm; er war nicht feige, aber sein Herz schlug.

Und da tauchte es auf, jäh vor ihm, plötzlich, und riesig sich reckend. Drohend! Ein Gespenst, wie schlimmste Angstträume ihm noch keins hatten erscheinen lassen. Leise schleichend und geduckt zuerst, dann vorschnellend in jähem Sprung, so kam es heran, gerade auf ihn zu. Frösteln überläuft ihn, er verhält den Schritt...

Da - zehn Meter liegen noch zwischen ihnen - da reicht die Kraft seines Auges aus zum Erkennen. Ein Mensch! Ein Mensch wie er selber! Aber wer? Wer begegnet ihm hier in Dämmerung und Nebel? Ein Wegelagerer, ein Räuber, ein Mörder...?

Näher kommt es heran, ganz nahe heran an den andern, dem Misstrauen und Angst die Füsse lähmen, der sich zur Wehr setzt und krampfhaft nach allem

greift, was ihm als Waffe dienen könnte...

Bis er sieht, Bis er erkennt.

Und wer war's, den seine vernebelten Augen ihm erst als Gespenst und dann als Räuber gezeigt? Sein eigener Bruder!!

Ueber Europa hängt der Nebel des Misstrauens, das Dunkel der Angst. Völker sehen sich verschwommen im Nebel. Jedes hält den Nachbarn für einen schleimenden Drachen, einen lauernden Räuber.

Sonne, Sonne!! Lasst Sonne aufgehen, dass sie den Nebel zerteile und verjage, auf dass jedes Volk erkenne, dass der andere - der Bruder ist!

Hanns Roessink.

Der Zug des Todes 1930.^x

Der Tod stampft die Erde mit hartem Tritt.
Die Erde wankt und bebt,
Und Häuser wanken und Türme mit.
Sie stürzen auf das, was lebt.

Der Tod schaut herab auf das Südlandmeer.
Die Flut schäumt zur Küste empor.
Der Tod befiehlt: "Viel Tausenden singt
Heut', Wellen, den Sterbechor!"

Der Tod stampft die Erde, das Feuer brennt
In tiefem Bergesschlund.
Die kochende Lava strömt langsam zu Tal
Und füllt den zerstörten Grund.

Der Tod wandert weiter. - Man feiert ein Fest:
"Der Rhein, der Rhein ist frei!"
Die Brücke bricht, die von Menschen schwer.
Der Tod, der Tod steht dabei.

Der Tod wandert weiter. Er reckt sich und reisst
Den Flieger herab aus der Luft.
Er beugt sich und gräbt in tiefem Schacht
Dem Bergmann die dunkle Gruft.

Er glüht den Strahl der Sonne zum Pfeil.
Der trifft so schnell und heiss.
Er lauert im Nord im Schnee verborgen
In treibender Berge Eis.

Der Tod stampft die Erde mit hartem Tritt,
Und manches Antlitz verblich,
Er reckt die Arme. Wen nimmt er mit?
Wann fasst er doch oder mich?

Henni Lehmann.

Ein neuer Versuch zur Atomzertrümmerung.^x

SPD. Auf einem Voralpengipfel der Luganer Alpen, dem 1700 Meter hohen Monte Generoso, wird in nächster Zeit ein hochinteressantes Experiment unternommen, dessen Gelingen nicht nur für die Wissenschaft, sondern für die ganze Kulturwelt von unabsehbarer Bedeutung ist. Es handelt sich um einen neuen Versuch zur Atomzertrümmerung. Drei junge deutsche Gelehrte hatten der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine Denkschrift über diesen Versuch unterbreitet. Einer von ihnen hat bereits als Opfer der Wissenschaft sein Leben lassen müssen indem er beim Laboratoriumsbau tödlich abstürzte.

Ein alter Traum der Menschheit soll mit diesem Experiment verwirklicht werden, nämlich die in der Materie enthaltene Atomkraft freizumachen und praktisch zu verwerten. Die Atome sind die kleinsten Bausteine der Materie, und jedes Atom ist sozusagen ein kleines Weltsystem für sich. Um den in der Mitte befindlichen Atomkern kreisen mit rasender Geschwindigkeit die Elektronen. Beim Uran-Atom z.B. legen die Elektronen bei ihrem Tanz um den Kern in jeder Sekunde 250 000 Kilometer zurück. Was für Kräfte müssen in dem winzigen Bausteinchen Atom, das einen Durchmesser von etwa einem zehnmillionstel Millimeter hat, vorhanden sein! Schon unzählige Versuche sind gemacht worden, durch Atomzertrümmerung diese konzentrierten Kräfte freizubekommen. Rutherford hat verschiedene erfolgreiche Experimente dieser Art gemacht, indem er die Alphastrahlen des Radiums dazu verwendete. Diese Strahlen sind in Wirklichkeit winzige Atomteilchen, die das zerfallende Radiumatom mit ungeheurer Kraft in den Raum schleudern. Da jedoch der Versuch mit Radium unrationell ist, so entschied man sich später für die wirksameren Kathodenstrahlen. Zur Erzeugung dieser Strahlen sind aber gewaltige elektrische Spannungen notwendig. Da die künstliche Herstellung derartiger Spannungen äusserst schwierig und kostspielig ist, so beschlossen die beiden Gelehrten, auf den Höhen der Alpen einen anderen Weg einzuschlagen. Sie lassen auf dem Monte Generoso einen Blitzfang errichten, der Spannungen bis zu 15 Millionen Volt erzeugen wird. Also der Blitz wird vor den Wagen der Forschung gespannt, und was im Laboratorium nicht durchzuführen war, das soll jetzt die Naturkraft des Blitzes vollbringen. Wenn diese Kraft an eine in Oel gelagerte Vakuumröhre herangebracht wird, so werden Kathodenstrahlen von gewaltiger Intensität erzeugt. Diesen Strahlen soll selbst das widerstandsfähigste Atom nicht standhalten können.

Es muss den praktischen Versuchen und der Zukunft überlassen werden, Gewissheit darüber zu verschaffen, wieweit diese hochinteressanten und gefährlichen Experimente möglich sind, deren Gelingen, wie der "Daily Express" prophezeit, eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte einleiten wird.

SPD. Ein 84 Pfund schwerer Aal.^x Der grösste Aal, den man bisher jemals gesehen hat, wurde kürzlich in dem schottischen Hafen Aberdeen gefangen. Dieses Riesentier wog nicht weniger als 84 Pfund und hatte eine Länge von mehr als sechs Fuss. Man hielt dies Untier zunächst für eine Schlange. (Hoffentlich ist es nicht eine "Seeschlange" gewesen!) An der schottischen Küste zeigen sich im allgemeinen keine besonders grossen Aale, sodass dieser Fang sehr überraschte. Sehr grosse Aale dagegen, wenn sie auch nicht gerade die Grösse des in Aberdeen gefangenen erreichen, sollen ständig im Meerbusen von Biscaya heimisch sein. Der schottische Aal dürfte sich vielleicht von dort nach Norden verirrt haben.